

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Chr. Gotth. Salzmans pädagogische Schriften

mit einer Einführung über Salzmans Leben und Pädagogik, sowie mit
Einleitungen und Anmerkungen

Kleinere pädagogische Schriften

Salzmann, Christian Gotthilf

Wien [u.a.], 1888

C. Jugend- und Volksschriften

C. Jugend- und Volkschriften.

X.

Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde.

4 Bände. Leipzig 1811—12, Chr. Wilh. Vogel.

Der erste Theil der „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“ ist das erste Schriftchen, mit dem Salzmann an die Öffentlichkeit trat. Was angehenden Schriftstellern auch heute noch häufig passiert, das mußte auch Salzmann erfahren: der Buchhändler, dem er das Manuscript eingesandt hatte, schickte dasselbe zurück, weil er sich keinen Erfolg davon versprach. Salzmann sandte das Manuscript darauf zur Begutachtung an den bekannten Herausgeber des „Kinderfreundes“, Chr. Fel. Weiße in Leipzig. Von diesem bekam er nach längerer Zeit ein liebenswürdiges, anerkennendes Schreiben mit der Meldung, daß das Buch bei Crusius in Leipzig erscheinen würde, der ihm für den Bogen einen Dukaten zahlen wollte. Das erste Bändchen, welches Weiße auch im „Kinderfreund“ empfahl, fand große Anerkennung, so daß Salzmann nach und nach noch sieben Bändchen folgen ließ. Die Ursache der günstigen Aufnahme war einestheils der Mangel an guten Unterhaltungsschriften für die Jugend, da außer Campe und Weiße fast niemand für Kinder zu schreiben verstand, anderntheils aber auch die Vortrefflichkeit des Buches, welches den einfachen, natürlich-kindlichen Ton der Erzählung und des Gesprächs im Ganzen richtig traf, der Fassungskraft der Kinder angemessen war und der löblichen Absicht des Verfassers durchaus entsprach, „seinen Lesern Ehrfurcht vor Gott, Liebe zu ihren Mitmenschen, Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäter und Gefühl für das Natürliche, Gute und Schöne beizubringen.“ In kurzen Geschichten, in sokratischen Gesprächen, auch in Briefen und dramatischen Scenen nach Weißes Vorgang werden die häufigsten Fehler und Unarten der Kinder vorgeführt; durch Schilderung der schlimmen Folgen soll Abscheu vor ihnen geweckt und der Weg zu ihrer Beseitigung gezeigt werden. Dazwischen stehen nachahmungswerte Beispiele guter Handlungen, belehrende Schilderungen und religiöse Unterredungen neben Rathseln zur Übung des Scharfsinnes, während von fremder Feder nur wenige Gedächte eingestreut sind. Manche Stücke sind so ansprechend geschrieben, daß sie in die deutschen Lesebücher

übergiengen, andere sind sogar in fremde Sprachen übersezt, wie z. B. „der arme Kanarienvogel,“ welches Stück dann wieder aus dem Französischen ins Deutsche übertragen wurde.

Die erste Auflage der Sammlung erschien in sieben Bändchen 1778—1788 bei Siegf. Lebr. Crusius in Leipzig, eine neue, durchaus umgearbeitete und verbesserte in 4 Bänden bei Crusius' Nachfolger, Fr. Chr. Wilh. Vogel, 1811—1812. So eröffnet und beschließt diese Jugendschrift gleichsam die 34 Jahre der schriftstellerischen Thätigkeit Salzmanns.

Zu nachfolgenden lassen wir aus jedem Bande einige charakteristische Erzählungen folgen.

Aus dem ersten Bande.

Das lüsterne Kind.

Ein Vater ermahnte seine Kinder sehr oft, daß sie ja nicht alles kosten sollten, was sie in der Stube, Küche, oder an irgend einem andern Orte stehen sähen. Ihr köuntet, sprach er, leicht etwas Unreines, Schädliches oder gar Giftiges genießen. Wenn ihr alsdann einen Uebel bekämet, wenn ihr krank würdet, oder gar sterben müßtet, wer wollte euch helfen?

Philippine, ein gutes Mädchen, die schon lange wußte, wie lieb ihr Vater sie und ihre Geschwister habe und daß er ihnen nichts verbiete, als was ihnen schädlich wäre, kam ihres Vaters Rathe auf das Pünktlichste nach. Sie genoß nichts, als was sie von ihren Eltern bekam, oder womit sie bisweilen von den Freunden derselben beschenkt wurde und befand sich wohl dabei.

Ganz anders dachte ihr Bruder, der kleine Kilian. Dieser hielt die Vorschriften des guten Vaters für Eigensinn und befolgte sie nur so lange, als derselbe zugegen war. Nach der Mahlzeit schlich er sich gemeiniglich in die Küche, leckte die süßen Brühen ab, die noch an den Tellern klebten, nagte an den Knochen, die hier und da zerstreut lagen, und genoß auf diese Art sehr oft das, woran Hunde und Katzen ihre Bärte gerieben hatten. Seine Schwester, die ihn bisweilen über dieser Ungezogenheit antraf, gab ihm deswegen ernstliche Verweise und drohte, daß, wenn er ferner so ungezogen sein wollte, sie es dem Vater sagen würde. Dies alles half aber nichts; wenn er etwas stehen sah, wornach ihm gelüstete, so dachte er gemeiniglich: Sieht mich doch der Vater nicht; ich habe schon so viele Teller abgeleckt, ohne daß es mir davon übel geworden wäre, dies wird mir auch nichts schaden.

Wie übel bekam ihm aber sein Ungehorsam! Als einmal sein Vater für die Fliegen, die zu häufig in dem Zimmer herumschwärmten, Gift in die Fenster gesetzt und seine Kinder ernstlich erinnert hatte, daß sie ja davon nichts genießen sollten, weil sie sonst unsehlbar sterben müßten, so achtete er nicht darauf und wartete begierig auf eine Gelegenheit, die Näpfehen, in denen es stand, ausleeren zu können.

Diese Gelegenheit zeigte sich bald. Vater und Mutter reisten zu einem Freunde auf ein benachbartes Dorf. Kilian sah ihnen nach, und kaum hatte er die Kutsche aus dem Gesichte verloren, so sprang er in die Stube, leerte die Giftnäpfehen aus, fand sie sehr süß, füllte sie mit Wasser an, damit die Eltern den Betrug nicht merken sollten, und freute sich über die List, mit welcher er den liebevollen Vater hintergangen hatte.

Kaum hatte er aber diesen schlechten Streich ausgeführt, als er eine heftige Übelkeit verspürte, die mit jeder Minute zunahm. Sein Gesicht wurde bleich, die Augen blau, der Leib schwellte auf, und er empfand ein heftiges Bauchgrimmen. Er getraute sich nicht, seine Noth dem Hausgesinde zu eröffnen, sondern kroch in der Angst in den Holzstall, wo er in einem dunkeln Winkel unter Ächzen und Winseln sein Leben beschloß.

Seine Eltern, die sich gleich nach ihrer Zurückkunft nach ihm und seinem Verhalten erkundigten, suchten ihn lange, sowohl in ihrem, als in der Nachbarn Häusern, umsonst. Endlich fand ihn eine Magd, als sie Holz in die Küche tragen wollte, und rief mit einem lauten Geschrei seine Eltern herbei. Seine Mutter wurde bei dem schrecklichen Anblicke ohnmächtig, und Vater sowohl als Mutter beweineten lange Zeit die Lüsterheit und den Ungehorsam des kleinen Kilians.

Die bestrafte Raschhaftigkeit.

Herr Gutherz hatte die Gewohnheit, daß er alle Sonntage einige Groschen unter seine zwei Kinder austheilte, damit sie sich dafür ein Vergnügen machen könnten. Da aber seine Geschäfte ihm nicht erlaubten, sich immer zu erkundigen, wie sie ihr Geld anwendeten, so machten sie davon einen sehr schlechten Gebrauch.

Sonntags schon fiengen sie an, sich gebrannte Mandeln, Kaffeebrot und andere Leckereien zu kaufen. Dieses setzten sie den Montag fort, so daß ihnen auf die übrigen Tage der Woche nichts übrig

blieb. Gleichwohl wollte der verwöhnte Gaumen auch die übrigen Tage etwas Leckerhaftes genießen. Sie fielen also auf allerhand Ränke, ihre Lüfternheit zu befriedigen. Anfänglich beredeten sie die Würzkrämer, Obsthändler und Zuckerbäcker, ihnen zu borgen. Da aber ihr Wochengeld nicht hinreichte, die immer höher steigenden Schulden zu bezahlen, so wurden sie deswegen bei ihrem Vater verklagt. Er verwies ihnen nicht nur ihre Unbesonnenheit, sondern verbot auch diesen Leuten, ihnen ferner etwas ohne Geld zukommen zu lassen. Aber anstatt sich durch diese Verfügung bessern zu lassen, so sannan sie vielmehr auf Mittel, sich mehr Geld zu verschaffen.

Wilhelm, ein Bube von zwölf Jahren, war hierin besonders listig und wurde nach und nach so schlecht, daß er wirklich seinem Vater bisweilen Geld entwendete. Sein Vater bemerkte es bald, gab ihm deswegen nicht nur einen starken Verweis, sondern auch eine so harte Züchtigung, daß sein ganzer Körper davon blau wurde.

Wie schwer ist's aber, eine böse Gewohnheit abzulegen, die einmal eingewurzelt ist! Wilhelm wurde durch diese Strafe nicht gebessert. Anstatt seine Naschhaftigkeit zu bereuen, sann er vielmehr auf andere Mittel, sie zu befriedigen.

Da es ihm eine Zeitlang gelungen war, allerlei Kleinigkeiten zu entwenden, so wurde er immer verwegener und begieng am Ende an seines Vaters Casse einen Diebstahl, der beträchtlich war. Sein Vater entdeckte ihn bald.

Wilhelm war nun zu groß, als daß der Vater ihn, wie das erstemal, mit körperlichen Züchtigungen hätte bestrafen sollen. Er verwies ihm daher sein Vergehen mit harten Worten und drohte ihm seine väterliche Liebe ganz zu entziehen. Er fragte seine Freunde um Rath, was er mit diesem Taugenichts anfangen solle. Einige davon riethen ihm, ihn etliche Monate ins Zuchthaus zu geben, damit er sein Verbrechen erkennen und bereuen, zugleich sich auch gewöhnen möchte, mit schlechter Kost vorlieb zu nehmen. Diesen harten Schritt zu thun, ließ ihm aber seine noch nicht gänzlich erloschene Vaterliebe nicht zu. Er erwählte daher einen weit gelindern Weg. Er schickte ihn auf die Akademie nach H. und übergab ihn der Aufsicht eines frommen und gelehrten Professors, der ihm nicht mehr Geld auszahlen durfte, als er nöthig hatte.

Doch Wilhelm war gänzlich verdorben. Keine Vorstellung, keine Aufsicht vermochte ihn zu bessern. Er hatte bei seinem Aufseher den Tisch, der zwar nicht kostbar und leckerhaft, aber doch so beschaffen war, daß Wilhelm gar wohl damit hätte zufrieden sein

können. Er war es aber nicht. Bald hatte er Appetit, einen Fasan, bald ein Rebhuhn, bald Lerchen, Austern, Bricken oder andere Leckerbissen zu speisen. Er überredete daher einen Traiteur, der den Reichthum seines Vaters kannte, ihn, so oft es ihm beliebte, zu speisen, und versicherte, daß nach Verfluß eines Jahres sein Vater alles bezahlen würde. Eben dies that er bei einem Zuckerbäcker, bei einem Weinhändler und Würzkrämer, die ihm ohne Bezahlung alles, was er verlangte, zukommen ließen. Auch hiermit war er noch nicht zufrieden. Er wollte auch an den Ausschweifungen theilnehmen, die liederliche Studenten auf den Dorfschenken begiengen. Da ihm sein Aufseher das hiezu nöthige Geld nicht geben wollte, so legte er sich auf das Spiel und lernte durch allerhand Betrügereien, andern ihr Geld abzugewinnen.

Diese böse Hantierung trieb er aber nicht länger als drei Monate, als seine Betrügerei entdeckt und er dafür mit einer Tracht Schläge bestraft wurde.

Sein Aufseher, der diesen Handel erfahren hatte, kam mit väterlicher Wehmuth auf seine Stube und stellte ihm seine Unbesonnenheit sehr rührend vor. „Unglücklicher Wilhelm!“ sagte er, „wo gerathen Sie hin, wie schlecht wenden Sie die schöne Zeit an, in der Sie den Grund zu Ihrem künftigen Glück legen sollten! Sie verschmerzen Ihren guten Namen und bringen Ihren redlichen Vater um alle die Freude, die er an Ihnen zu erleben hoffte. Wenn Ihre Landsleute, die die Zeit, die Sie in öffentlichen Häusern verschwenden, auf das Studieren wenden, einmal von ihrer Stadt werden gesucht und zu wichtigen einträglichen Ämtern erhoben werden, so werden Sie als ein Unwürdiger von jedermann verachtet, von allen Ämtern ausgeschlossen, umhergehen.“

Diese und ähnliche Ermahnungen schienen auf den verirrtten Wilhelm einigen Eindruck zu machen. Einige Wochen entzog er sich seinen liederlichen Freunden, ließ sich mit der gewöhnlichen Kost begnügen und nahm sich vor, die Bücher, die ihm sein Aufseher gab, recht fleißig und aufmerksam zu lesen. Schade nur, daß dieser gute Vorsatz nicht lange dauerte! Er fieng in kurzem seine vorige Lebensart wieder an. Da er kein Geld mehr aufbringen konnte, so verkaufte er erst seine besten Bücher. Dann versetzte er Uhr, Seinschnallen, Kleider und Wäsche und ward in wenig Wochen so entblößt, daß er sich schämte, am Tage auszugehen.

Nun erwachten alle Gläubiger und drangen auf des Professors Haus los, um von ihm ihre Bezahlung zu erhalten. Anstatt der Be-

zahlung aber bekamen sie einen bittern Verweis, daß sie durch ihre Gewinnsucht die Ausschweifungen eines jungen unverständigen Menschen unterstützt hatten. Sie wandten sich deswegen an Wilhelms Vater.

Wilhelm war nun von allen Seiten bedrängt. Sein Zimmer war leer. In seines Aufsehers Gesichte las er nichts als Unwillen und Verachtung. Von seinen Gläubigern mußte er sich die bittersten Vorwürfe machen lassen. Seine Freunde, die seinen Umgang suchten, so lange sie bei ihm umsonst schmausen konnten, flohen ihn. Von seinem Vater hatte er, nach so vielen Ausschweifungen, keine Verzeihung mehr zu hoffen. Er sah ein, daß er viel zu wenig gelernt habe, als daß er sich selbst Unterhalt verschaffen könnte. Zweimal versuchte er es, zu beten, aber sein verderbtes Herz ließ es nicht zu. Voller Verzweiflung lief er auf seiner Stube umher, zerschlug sich das lästerne Maul, stampfte mit den Füßen und geberdete sich wie ein Unsinntiger. Endlich ergriff er seinen Stock, gieng in ein Brauereyweihaus, um da seine zwei letzten Groschen zu vertrinken.

Hier traf er ein paar Leute an, die für einen deutschen Fürsten Soldaten zum Kriege in Amerika warben. Sie sahen bald aus Wilhelms verwirrtem Gesichte, daß er sich in größter Verzweiflung befinde. Sie winkten einander mit den Augen und lenkten ihr Gespräch auf den Krieg in Amerika. Sie rühmten den schweren Sold, den die deutschen Truppen im englischen Dienste bekämen; wie leicht es einem jungen Menschen sei, zumal, wenn er studiert hätte, bei dieser Gelegenheit sein Glück zu machen. Sie nannten verschiedene junge Leute, die als gemeine Soldaten fortgegangen und jetzt bereits Oberoffiziere wären. Sie zeigten, was dies für eine schöne Gelegenheit sei, auf anderer Leute Unkosten die Welt zu durchreisen. Wilhelm hörte diesem allen sehr begierig zu. Endlich fragte er, ob sich hier wohl keine Gelegenheit fände, bei solchen Truppen Dienste zu bekommen, die nach Amerika bestimmt sind? „Ich kann sie selbst verschaffen,“ sagte der eine Werber und bot ihm zugleich vier Louisd'or zum Handgelde an.

Nach einigem Besinnen nahm sie Wilhelm an und ward aus einem Studenten ein gemeiner Soldat. Man brachte ihn in eine Stadt, wo er in Gesellschaft von verlaufenen Handwerksburschen, entsprungenen Dieben und aufgehobenen Bettlern das Exercitium lernen mußte. Ein Corporal wurde ihm zum Lehrmeister gegeben, der ihm, theils durch Schimpfen und Fluchen, theils durch Schläge, eine Kränkung nach der andern zufügte.

Man kann sich leicht vorstellen, wie empfindlich es ihm sein mußte, wenn er, der vor wenig Monaten nicht die geringste Beleidigung dulden konnte, sich bald einen Dohsen, bald einen Esel oder Schurken nennen lassen mußte. So lange das Geld noch dauerte, wofür er seine Freiheit verkauft hatte, wußte er sich die Grillen noch immer zu vertreiben. Bald saß er im Weinhause, bald bei einem Biergelage, bald fand man ihn in der Garküche, bald in einer Spielgesellschaft. Aber auch diese elende Zerstreuung war von keiner Dauer. Nach zwei Wochen waren ihm von seinen vier Louisd'ors nur noch etliche Groschen übrig.

Nun stieg sein Glend mit jedem Tage. Ein Commißbrot und etliche Kreuzer, die kaum zureichten, sich täglich von einer gemeinen Mahlzeit satt zu essen, waren alles, was er zu seiner Verpflegung hatte. Pochmann, sonst ein Eseltreiber, jetzt aber sein Kamerad, war zehnmal glücklicher als er. Denn weil er sich von Jugend auf mit der elendesten Kost beholfen hatte, so glaubte er fürslich zu speisen, wenn er bisweilen ein Stück Rindfleisch oder eine Bratwurst verzehren konnte, und einen alten Käse nahm er mit eben so viel Appetit als sonst Wilhelm ein gebratenes Rebhuhn zu sich. Man kann aber leicht erachten, wie übel Wilhelm zumuthe sein mußte, wenn er bei halbgeschmelzten Kohle oder einem halben Heringe an die vorigen Lederbissen dachte.

Endlich kam der Befehl zum Aufbruche. — Wilhelm trat die Abreise aus seinem Vaterlande vergünstiger an, als man hätte erwarten sollen. „Kommst du,“ dachte er, „nur erst nach Amerika, dann soll alles besser gehen. Dann muß dir, wohin du ins Quartier kommst, das Beste aufgetragen werden, dann gibts Schlachten und Scharmützel, da machst du einen Gefangenen, nimmst ihm sein Pferd und Börse ab; dort durchsuchest du die Taschen erschlagener Rebellen, oder du plünderst feindliche Städte und Dörfer.“

Unter diesen Vorstellungen kam er in dem Hafen an, wo er nebst den übrigen Soldaten eingeschifft wurde. Der Brantwein, der ihnen bei der Einschiffung gereicht wurde, betäubte sie, und machte, daß sie Eltern und Vaterland vergaßen und unter einem wilden Jubelgeschrei von dem Lande abfuhren. Diese Freude währte aber nicht länger als der Kausch, den sie sich im Brantweine getrunken hatten. Die mehresten, die noch nicht die See gesehen hatten, wurden drehend und bekamen ein heftiges Erbrechen.

Durch die Geschicklichkeit des Schiffarztes wurde den übrigen bald wieder zu ihrer Gesundheit geholfen. Nur bei Wilhelm

wollte keine Arznei anschlagen. Sein verwöhnter Magen konnte die rauhe Kost, mit der er jetzt abg gespeist wurde, nicht vertragen. Da war an keinen frischen Braten, an kein Gebackenes, an keinen süßen Wein zu denken. Erbsen, Bohnen, Grütze, Pökelfleisch und gesalzener Speck waren alles, was zur Beköstigung der Soldaten gereicht wurde. Anfänglich wurde noch jedem Manne täglich eine Kanne Bier gegeben, aber auch dieses gieng bald aus, und Wilhelm mußte sich täglich mit einer Kanne Wasser genügen lassen, welches er allemal erst durchseihete, um die darin gewachsenen Würmer davon abzusondern.

Nun giengen ihm die Augen auf, und er sieng an, obwohl zu spät, seine begangenen Ausschweifungen zu bereuen. Er war trostlos, wenn er seinen ehemaligen glücklichen Zustand gegen das gegenwärtige Elend hielt, in das er sich durch seine Gedankenlosigkeit gestürzt hatte. Er erlag endlich unter Gram und Schwermuth und starb in einem sehr bejammernswürdigen Zustande. Man band ihn auf ein Brett und warf ihn ohne Umstände in die See, wo er von den Fischen verzehrt wurde.

Aus dem zweiten Bande.

Das Brüderchen.

Hannchen hüpfte einmal bald früh aus ihrem Bette, um ihrem Vater einen guten Morgen zu bieten. Da kam ihr der Vater freundlich entgegen, nahm sie auf seinen Arm und sagte: guten Morgen, mein liebes Hannchen! Geschwind, komm, ich will dir etwas zeigen.

Und was denn, lieber Vater? fragte sie begierig. Gott hat dir diese Nacht ein Brüderchen geschenkt, antwortete der Vater.

Ein Brüderchen? Ei das muß ich gleich sehen, sagte sie.

Der Vater öffnete ihr hierauf die Stubenthür, wo die Mutter ganz entkräftet im Bette lag, und eine fremde Frau, die Hannchen noch nicht in ihrem Hause gesehen hatte, mit Umwicklung des zarten Kindes sich beschäftigte.

Da gieng nun das Fragen an. Wenn der Vater dachte, er wäre fertig mit Antworten, so brachte sie wieder zwei bis drei neue Fragen vor.

H. Ei Vater, wer ist denn die alte Frau da? was macht sie denn mit meinem lieben Brüderchen? sie wird ihm doch nicht Schaden thun?

B. O nein. Das ist eine gute Frau. Die habe ich rufen lassen, daß sie dein Brüderchen warten soll.

H. Wie heißt sie denn?

B. Frau Sibylle.

H. Frau Sibylle? nun gut, den Namen will ich mir schon merken. Aber die Mutter. Was fehlt denn dieser? sie ist doch wohl nicht krank?

B. Ja wohl ist sie krank, die gute Mutter.

H. Ach die arme Mutter! sie stirbt doch nicht?

B. Das wollen wir nicht hoffen.

H. Gute Mutter, stirb ja nicht.

M. Ich denke nicht. Nur darfst du mir keinen Verdruss machen.

H. Den will ich dir gewiß nicht machen. Ach! das artige Gesicht, das mein Brüderchen hat — wie ein Wachsbild. Frau Sibylle! lasse sie es doch gleich zu mir laufen!

B. Das geht nicht an. Es kann noch nicht auf seine Füße treten. Sieh nur, wie schwach sie sind.

H. Ei du lieber Gott! die kleinen Füßchen. Da werde ich auch nicht mit ihm spielen können.

B. Nur Geduld! bald wird es laufen lernen und mit dir im Garten umher springen können.

H. Wirklich? Wart, du liebes Kind! ich muß dir doch auch etwas schenken, daß du mir gut wirfst. Da hast du ein Bildchen! Nimm es doch! Vater, was ist denn das? das Äffchen will ja nicht zugreifen. Es drückt ja seine Händchen fest zusammen?

B. Es kann auch noch nicht zugreifen. Es weiß noch nicht, was es mit den Händchen thun soll.

H. Das ist doch curios. Aber wird es niemals lernen zugreifen?

B. O ja, nach einem halben Jahre wird es schon ziemlich zugreifen können.

H. Nun, da freue ich mich darauf. Da will ich dir, du klein Männchen, alles geben, was ich in meinem Schranke habe. Sei nur auch hübsch gut mit mir und zanke nicht! Willst du es denn thun? antworte doch! Ach sieh' einmal her; da lachte es! Nun sprich einmal: ja! sprich einmal Haunchen! Haunchen! Willst du denn gar nicht reden?

B. Warte nur! jetzt kann es noch nicht antworten. Nach einem Jahre wird es dich genugsam rufen.

H. O Weh! es verzieht ja sein ganzes Gesicht — es weint ja — ganz gewiß hungert es — stille! ich will ihm einen Zwieback holen.

B. Bemühe dich nur nicht! es hat ja keine Zähne, wie kann es denn essen?

H. Nicht essen? wovon soll es denn leben? da muß es ja sterben. Vater, sage mir doch nur, was wir mit dem Kinde anfangen?

B. Frau Sibylle, bringe sie doch das Kind zu seiner Mutter, daßs Hannchen sehe, wovon es leben wird.

H. Nun da will ich doch sehen, was das werden soll. Ei was machst du denn da, Mutter? du gibst ihm ja gar deine Brust ins Mäulchen.

M. Darin habe ich Milch, die soll dein Brüderchen einsaugen. Jetzt ist es noch zu schwach. Aber morgen komm wieder, da sollst du sehen, wie es ziehen wird, wie ein klein Lämmchen.

H. Nun da muß ich doch wirklich zusehen. Und von der Milch lebt es?

M. Allerdings.

H. Wenn nun aber die Milch alle ist, wo bekommen wir denn andere her?

M. Die wird nicht alle. Das Essen und Trinken, das ich zu mir nehme, das wird immer wieder zu Milch.

H. Zu Milch? Das verstehe ich nicht.

M. Ich glaube es wohl. Du verstehst gar vieles nicht.

H. Ei das allerliebste Köpfschen, das das kleine Männchen hat! Darf ich es denn angreifen?

M. Immerhin. Aber ja subtil!

H. Ganz subtil. Ei was ist denn das? das Köpfschen ist ja so weich — so weich wie Sammet?

M. Der kleinen Kinder Köpfe sind alle so weich.

H. Aber wenn es nun fiel, das arme Kind! Da gieuge ja das Köpfschen mitten auseinander?

M. Freilich. Darum müssen wir es immer warten, tragen und uns in Acht nehmen, daßs wir es nicht fallen lassen.

H. Wenn es nur nicht fällt!

B. Aber weißt du denn, Hannchen, daßs du vor fünf Jahren auch so ein klein Kind gewesen bist?

H. Ich? Du spaßest, Vater.

B. Nein, nein. Es ist mein ganzer Ernst.

H. Davon weiß ich nichts.

B. Ich glaube es. Weißt du denn die Zeit noch, da ich diese Stube habe tapezieren lassen?

H. Davon weiß ich nichts. Die ist ja immer so gewesen.

B. Sie ist nicht immer so gewesen. Ich ließ sie tapezieren, da du noch so klein, wie dein Brüderchen warest.

H. Ich habe es ja aber nicht gesehen?

B. Die ganz kleinen Kinder wissen nichts von dem, was um sie herum vorgeht. Wenn dein Brüderchen groß werden wird, so frage es einmal, ob es sich noch erinnert, wie du es hast wollen lehren, Hannchen rufen; gib Acht, es wird von nichts wissen.

H. Habe ich denn auch an der Mutter getrunken?

B. Allerdings. Wenn du es wissen solltest, wie viele Mühe sie sich gegeben hat, dir Nahrung beizubringen! Du warst anfänglich so schwach, daß du nicht ziehen konntest. Wir glaubten gar, du würdest sterben. Da sagte deine Mutter: ach das arme Kind! wenn es mir nur nicht verschmachtet! und gab sich alle Mühe, dir einige Tropfen Milch einzuzulösen.

H. Die gute Mutter! Lernte ich denn aber hernach trinken?

B. Ja. Weil deine Mutter etliche Tage mit großer Mühe dir etwas beigebracht hatte, so wurdest du munter und lerntest ziehen. Hernach hat sie täglich Mühe mit dir gehabt. Wenn du weintest, so lief sie ängstlich nach der Wiege und sagte: armes Hannchen! du durstest gewiß. Und reichte dir ihre Brust hin.

H. Ist denn mein Kopf auch so weich gewesen?

B. Eben so weich.

H. Und nun ist er so hart. O du lieber Gott! ich dächte, ich hätte ihn längst zerbrochen.

B. Wir haben auch genug Sorge für dich getragen. Deine Mutter hat manche Gesellschaft versäumt, weil sie dich nicht dem Gesinde überlassen wollte. Und wenn sie ja weggien, so sagte sie allemal: Christine, mein Hannchen binde ich euch auf die Seele. Nehmt mir es in Acht, wie eure Augen! Gemeinlich gab sie ihr auch einen Kaffee, oder sonst etwas, daß sie recht achtsam sein sollte.

H. Die gute Mutter! aber sage mir nur, habe ich denn sonst auch nicht laufen können? jetzt kaun ich es doch. Siehe nur, wie der Wind hin ich durch die Stube. Wer hat es denn mich nur gelehrt?

B. Deine Mutter und ich. Wir führten dich wechselsweise in der Stube umher. Bisweilen stellten wir dich hin. Da du nun schreiten konntest, so setzten wir uns gegen einander, stellten dich in die Mitte, breiteten die Arme aus, und nun mußtest du, bald zu mir, bald zur Mutter laufen. Bisweilen straucheltest du, da fiengen wir dich geschwind auf.

H. Das hätte ich nicht gedacht, daß ich euch so viel Mühe gemacht hätte. Hast du mich denn aber auch das Sprechen gelehrt?

B. Auch. Da nahm ich dich immer auf den Schoß und sagte: Hännchen, sprich einmal Vater! Das trieb ich, nebst deiner Mutter, so lange, bis du uns rufen konntest. Und so haben wir dir immer vorgeplaudert und dich so weit gebracht, daß du jetzt deutlich sprechen kannst.

B. Wenn wir uns nun deiner nicht angenommen hätten, hätten dich ohne Wartung liegen lassen — was würde wohl aus dir geworden sein?

H. Da wäre ich lange todt.

B. Ja wohl wärest du todt und lägest im Grabe.

H. (weinend) Du bist ein recht guter Vater und du eine gute Mutter.

B. Und doch machst du dem guten Vater so oft Verdruß und bist der guten Mutter ungehorsam.

H. Ach, in meinem Leben will ich es nicht wieder thun. Ich habe es noch gar nicht gewußt, wie viel Gutes ihr an mir gethan habt.

B. Nun so gib Acht, wie viel Mühe wir mit deinem Brüderchen haben werden! Dann denk' allemal: so sauer bin ich meinen lieben Eltern auch geworden!

Diese Unterredung machte auf Hännchen großen Eindruck. Wenn sie hernach sah, wie zärtlich die Mutter das Brüderchen stillte, wie besorgt sie für seine Gesundheit war, mit wie vieler Mühe sie ihm die ersten Speisen beibrachte, wie viele Mühe der Vater sich gab, um dasselbe gehen und sprechen zu lehren, da dachte sie, so sauer bin ich meinen Eltern auch geworden, und gab sich nun rechte Mühe, ihnen durch ihr gutes Betragen Freude zu machen.

Der arme Kanarienvogel.

Wer kauft Kanarienvögel? Kanarienvögel! kauft! kauft Kanarienvögel!

So rief ein Mann unter Christianchens Fenster. Da hüpfte Christianchen geschwind an das Fenster, und siehe! da war ein Mann, der hatte einen großen Vogelbauer auf dem Rücken, der ganz voll Kanarienvögel war. Wohl hundert waren darin. Die hüpften, die zwitscherten, daß Christianchen vor Begierde gern zum Fenster hinausgesprungen wäre, wenn es nur nicht zu hoch von der Erde gewesen wäre.

Will sie ein Vögelchen kaufen, Mamsell? fragte der Mann.

Vielleicht, vielleicht, antwortete sie, ich will es nur erst dem Vater sagen. Wartet nur ein klein wenig! daß ihr mir aber nur nicht davon geht!

Der Mann versprach zu warten, und Christianchen sprang nach des Vaters Stube zu. Ganz außer Athem kam sie an und sagte: Geschwind komm herab, liebes Väterchen, geschwind!

B. Und was gibt es denn?

Ch. Ein Mann ist da. Er hat Kanarienvögel. Zehn und noch zehn; einen großen Bauer voll hat er.

B. Und warum hast du denn so große Freude darüber?

C. Ich will — ich will mir einen kaufen, liebes Väterchen, wenn du es erlaubst.

B. Hast du auch Geld?

C. O ja, die ganze Sparbüchse voll.

B. Aber wer soll das arme Thierchen füttern?

C. Ich, ich, lieber Vater. Das gute Vögelchen, das soll es recht gut bei mir haben.

B. Ich besorge —

C. Und was denn?

B. Du möchtest das arme Thierchen verhungern lassen.

C. Ich? Verhungern lassen? Nein, wirklich nicht. Ich will mein Frühstück nicht eher essen, bis mein Vögelchen gefüttert ist.

B. Christianchen! Christianchen! du bist ein leichtsinniges Mädchen. Wenn du nur nicht den armen Vogel vergiffest.

Aber Christianchen versprach so vielmal, daß sie den Vogel warten wollte, und gab so gute Worte, daß endlich der Vater mit ihr nach dem Manne zuging.

Der Vater suchte ihr ein Hähnchen aus, das schönste im ganzen Bauer. Am ganzen Leibe war es gelb, wie Wachs, und auf dem Köpfchen hatte es ein grünes Büschchen.

Wer war froher, als Christianchen! Sie brachte ihrem Vater die Sparbüchse und ließ das Vögelchen daraus bezahlen. Ihr Vater gab ihr alsdann einen Bauer und Näpfschen, darein sie das Futter und das Trinken thun sollte.

Das war eine herrliche Lust! Sie lief durch das ganze Haus, zur Mutter, Geschwister und Magd und verkündigte es, was ihr der Vater für ein schönes Vögelchen gekauft hätte. Und wenn ihr eine von ihren kleinen Freundinnen begegnete, so war das erste Wort, das sie sagte: Weißt du auch, daß ich ein Kanarienvögelchen habe, ein recht

schönes, ein gelbes mit einem grünen Büschchen? Ein Hähnchen. Komm geschwind! ich will es dir zeigen.

Hänschen, so hieß nun der liebe Vogel, hatte es recht gut bei Christianchen. Nicht eher genoß sie etwas, bis Hänschen sein Futter und sein Trinken hatte. Bekam sie von dem Vater Zucker oder Kaffeebrot, so mußte Hänschen allemal sein Theil davon haben. Auch brachte sie ihm täglich etwas Salat, Brunnenkresse oder ein gewisses Gras, das man in ihrer Stadt Mäuse Därme nannte. Da lernte Hänschen seine liebe Wohlthäterin bald kennen und so oft sie in die Stube trat, rief es allemal pink! pink! als wenn es hätte sagen wollen: bringst du mir etwas?

Da hätte Christianchen den Vogel vor Liebe küssen mögen.

Nach acht Tagen fieng er auch an zu singen. Vortrefflich sang er. Ganz hoch fieng er an, dann ließ er die Stimme fallen und wenn es schien, als wenn er aufhören wollte, so fieng er wieder mit neuen Kräften an, so stark und schmetternd zu schlagen, daß man ihn durch das ganze Haus hören konnte.

Da saß nun Christianchen manche liebe Stunde und hörte Hänschen zu. Sie vergaß oft das Stricken und sah nach Hänschen, und wenn er es recht schön machte, so holte sie ihm allemal etwas Grünes.

Nach und nach wurde Christianchen aber doch an dieses Vergnügen gewöhnt. Ihr Vater brachte ihr einmal ein Bilderbuch mit, über welches sie eine solche Freude hatte, daß sie nicht mehr viel auf Hänschen achtete. Pink! Pink! — rief Hänschen, so oft Christianchen in das Zimmer trat; sie aber bemerkte es nicht. Acht Tage waren schon vergangen, und Hänschen hatte weder etwas Grünes, noch sonst ein Vederbüschchen bekommen. Es gurgelte aus seinem Kehlschen alles, was es nur konnte und wußte, rief alsdann pink! pink! aber umsonst. Christianchen hatte jetzt andere Dinge im Kopfe.

Kurz darauf schenkte ihr ihre Pathe etwas Spielzeug, und nun vergaß sie Hänschen noch mehr. Sobald sie des Morgens aufstand, fiel sie über ihr Spielzeug her. Dann verzehrte sie ihr Frühstück, und das gute Vögelchen mußte froh sein, wenn es gegen Abend sein Futter bekam.

Wisweilen hatte das arme Thierchen sogar Fasttag.

Einmal, da Christianchens Vater bei Tische saß, sah er nach dem Vogel, da hüpfte er kraftlos auf dem Boden herum. Er war rauh und rund wie ein Knäuel. Er piepste nicht mehr, und hüpfte nicht mehr auf das Stängelchen, weil er dazu nicht Kräfte genug hatte.

Der Vater erschrak — Christiane! fragte er, was fehlt deinem Vogel? Diese wurde blutroth; ich habe — ich habe, sagte sie, vergessen — und lief zitternd nach der Futterbüchse.

Aber der Vater nahm den Bauer herunter und stellte eine Untersuchung an; da hatte das gute Häschen nicht ein Körnchen mehr, und sein Trinksäßfchen war ganz ausgetrocknet.

Ach! sagte der Vater, armer Vogel! Du bist in unbarmherzige Hände gerathen. Hätte ich dies gewußt, nimmermehr hätte ich dich kaufen wollen. Und die ganze Tischgesellschaft schlug die Hände zusammen und jagte: der arme Vogel!

Der Vater streute darauf Futter in den Bauer, goß frisches Wasser in das Näpfchen und erhielt Häschen mit vieler Mühe das Leben.

Christianen aber hätte vor Jammer vergehen mögen, sie gieng zur Thür hinaus und weinte das ganze Schnupftuch voll.

Den folgenden Tag verordnete der Vater, daß der Vogel fortgetragen und des Nachbars Fritzen geschenkt werden solle, an dem er einen bessern Herrn bekommen würde.

Da hätte man das Wehklagen hören sollen!

Ach, mein Vögeltchen! mein liebes Häschen! Guter Vater! in meinem Leben will ich es nicht wieder vergessen. Laß mir es nur noch diesmal!

So jammerte Christianen, und der Vater ließ sich endlich bewegen, ihr den Vogel von neuem zu übergeben. Zugleich gab er ihr aber eine sehr nachdrückliche Ermahnung, daß sie ihn ja recht warten solle. Das arme Thier, sagte er, ist eingeschlossen und kann sich selbst nicht helfen. Wenn dir etwas fehlt, so kannst du es sagen, aber Häschen — das kann nicht sprechen. Wenn du es nun verhungern liehest.

Ein Strom von Thränen lief über Christianens Wangen. Sie küßte dem Vater die Hände, aber sprechen konnte sie nicht vor Wehmuth.

Da bekam das Mädchen ihr Häschen wieder, und Häschen bekam es wieder recht gut.

Nach sechs Wochen mußte aber der Vater, nebst der Mutter, auf einige Tage verreisen. Christianen! Christianen! sagte er bei dem Abschiede, vergiß Häschen nicht!

Und kaum war der Vater fort, so bekam Häschen sein Futter.

Nach etlichen Stunden wurde Christianen die Zeit lang; sie suchte ihre Freundinnen auf und da gieng es lustig her. Erst

spielten sie die blinde Kuh, dann ein Pfänderspiel, dann tanzten sie. Es gieng so krause durch einander her, daß Christianchen vor Freude gar nicht mehr wußte, was sie that. Sehr spät schieden ihre Freundinnen von ihr, und sie gieng taumelnd zu Bette.

Des Morgens schwebte ihr das gestrige Spiel wieder im Kopfe. Wäre der Informator nicht gekommen, sie wäre mit Tagesanbruch wieder zu ihren Gespielinnen gelaufen. So aber mußte sie bis nach Tische warten. Kaum war aber der letzte Bissen hinunter, hei! da gieng es zu Nachbars Fritzen, und Hänschen? das hatte Fasttag.

Den andern Tag gieng es wieder so.

Und Hänschen? wurde wieder vergessen.

Den dritten Tag gieng es eben so.

Und Hänschen? an den dachte niemand. Den vierten Tag kamen die Eltern nach Hause. Kaum hatte sich der Vater nach Christianchens Gesundheit erkundigt, so fragte er, und was macht Hänschen?

Ganz wohl, sagte die erschrockene Christiane, und lief geschwind fort, um nach Hänschen zu sehen.

Ah! da lag das Thierchen am Boden todt — die Flügel hatte es ausgebreitet und den Schnabel offen.

Christianchen that einen hellen Schrei, rang die Hände — das ganze Haus lief zusammen, und sah den Jammer.

Ach, armes, armes Thier! sagte der Vater. Bist du so übel angekommen? Hätte ich dir doch vor meiner Abreise den Kopf eingedrückt, so wärest du' in einem Augenblicke deines Glends losgewesen. So aber hast du etliche Tage lang die Qual des Hungers und Durstes ausstehen und endlich unter vielen Schmerzen ver-schmachten müssen. Armes Thier! sei froh, daß du aus den Händen deiner grausamen Wärterin erlöst bist.

Da hätte Christianchen vor Jammer in die Erde sinken mögen und hätte gern ihr Spielwerk und ihre ganze Sparbüchse drum gegeben, wenn sie nur ihr Hänschen damit hätte erkaufen können. Dies war nun aber zu spät.

Der Vater nahm es, ließ es ausstopfen und in der Stube aufstellen.

Christianchen konnte es aber nicht vor Augen sehen. Sie weinte, so oft sie es erblickte, und bat ihren Vater gar wehmüthig, daß er doch ja das Vögelchen wegthun möchte.

Da gab er denn endlich nach. Sobald aber Christianchen wieder leichtsinnig war, so wurde das Vögelchen wieder aufgestellt, und

alle, die es sahen, sprachen: Armes Hänschen! du hast eines schmachlichen Todes sterben müssen.

Da gieng denn endlich Christianchen in sich, wurde sein bedacht-
sam und sagte zu allen Freunden und Freundinnen: Liebe Kinder,
leid ja nicht leichtsinnig! der Leichtsinn hat mir viele tausend Thränen
gekostet.

Aus dem dritten Bande.

Auch der Winter ist gut.

Fritz und Rudolf waren Vettern, weil ihre Väter Brüder waren. Da ihre Wohnungen einige Stunden weit von einander entfernt lagen, so bekamen sie einander nur selten zu sehen. Wann sie aber einander sahen, so waren sie auch recht herzlich froh, umarmten einander brüderlich, vertrieben sich die Zeit mit Spaziergängen und mancherlei angenehmen Spielen und weinten insgemein, wenn die Pferde zur Abreise angespannt wurden und sie sich von einander trennen mußten.

Nach einiger Zeit traf Fritz, der auf dem Lande lebte, ein sehr trauriges Schicksal. Sein lieber Vater wurde krank. So sehr sich auch der Arzt bemühte, ihn wieder gesund zu machen, so war doch seine Bemühung umsonst. Der liebe Vater, der seinen Fritz bisher mit größter Treue erzogen, verpflegt und ernährt hatte, wurde täglich schwächer. Gott wollte, daß er die Erde verlassen sollte, und keine Arznei, keine Wartung war vermögend ihn aufzuhalten. Gegen Weihnachten starb er, und der gute Fritz, der seinen Vater unaussprechlich geliebt hatte, sah unter Vergießung vieler Thränen den abgelebten Körper desselben ins Grab senken und mit Erde bedecken.

Rudolf, der in der Stadt wohnte, war untröstlich, da er diese traurige Nachricht hörte. „Meinen lieben Herrn Vetter,“ sagte er, „soll ich nie, auf dieser Erde nie wieder sehen? und der arme Fritz — was soll denn dieser anfangen? Bei wem soll denn dieser essen? bei wem soll er denn etwas lernen?“

Sein Vater wendete sich nach dem Fenster zu, um seine Thränen zu verbergen, trocknete sich die Augen — umarmte seinen lieben Rudolf und sagte: sei ruhig, liebes Kind! mein lieber Bruder ist nicht todt, sondern lebt in einer bessern Welt. Und für Fritz wird Gott auch sorgen.

Aber wie soll denn Gott für ihn sorgen? fragte Rudolf, wird er ihm denn Speise und Kleidung geben? wird er ihn unterrichten?

Das wird er alles thun, antwortete der Vater, sei nur ruhig! Rudolf verstand nicht recht, was der Vater damit sagen wollte, bald aber wurde es ihm verständlich.

Nach einigen Tagen klopfte jemand an Rudolfs Thür. Herein! rief er — da — da trat sein lieber Fritz herein.

O wie stürzten sie einander in die Arme! wie zärtlich küßte und drückte einer den andern; sie konnten nicht viel reden, weinen konnten sie nur.

Rudolfs Vater, der Fritz nachgefolgt war, sah einige Minuten ihren Umarmungen zu, dann sagte er: Von nun an, liebe Kinder, seid ihr Brüder. Fritz ist nun mein Sohn, wird bei uns leben, wird mit Rudolfsen essen, lernen und gekleidet werden. Lebt als Brüder, liebt euch als Brüder!

Da hätte man die Freude sehen sollen!

Der Vater verließ sie nun, und Rudolf fragte: aber, lieber Fritz — wie bist du denn hierher gekommen?

Fr. Wie ich hierher gekommen bin? ich bin hergegangen.

R. Gegangen? das ist ja unmöglich. Im December? wer will denn da sechs Stunden weit gehen?

Fr. Und warum hältst du denn dies für unmöglich?

R. Es ist ja draußen so kalt.

Fr. Das ist freilich wahr, aber desto besser reist es sich. —

R. In der Kälte? reisen? damit kommst du mir nicht. Im Winter lobe ich mir die warme Stube, da brauche ich doch nicht zu frieren und kann im Ofen Äpfel braten.

Fr. Und also kommst du im Winter gar nicht auf das Feld?

R. Gar nicht. Wie könnte ich denn eine so strenge Kälte aushalten?

Rudolfs Mutter, die eben jetzt hereintrat und ihrem lieben Gaste etwas zu seiner Erquickung brachte, unterbrach das Gespräch, und unterhielt beide so angenehm, daß sie den Rest des Tags sehr vernügt zubrachten.

Den andern Tag nahm Fritz an Rudolfs Unterrichte theil, und war dabei so aufmerksam, daß er des Lehrers Beifall erhielt. Aber so wie ein Rothklee, das in einer warmen Stube eingeschperrt ist, sich nach einem Becken voll frischen Wassers sehnt, so sehnte sich Fritz nach der freien Luft. Kaum war also die Lehrstunde geschlossen, so fragte er den Lehrer: Lieber Herr Holdmann, gehen wir nicht ein wenig spazieren?

H. Ich gehe eben jetzt durch die Allee um die Stadt herum.

Fr. Und wir nicht mit?

H. Wollt ihr denn? Rudolf glaubt ja immer, es wäre für ihn draußen zu kalt.

Fr. Ich glaube es nicht. Ich bin, da ich zu Hause war, täglich, wenn es nicht regnete und der Weg nicht zu schmutzig war, in den Wald gegangen. Nehmen Sie mich doch mit! ich bitte.

H. Wenn du willst, so soll mir deine Gesellschaft lieb sein.

Fr. Ich danke Ihnen, lieber Herr Holdmann. Aber sagen Sie mir, gibt es denn bei Ihnen keine Leiche?

H. Die gibt es wohl. Aber warum fragst du das?

Fr. Je nu — Sie werden doch nicht böse, wenn ich es sage?

H. Ich werde nie böse, wenn meine Zöglinge aufrichtig sind.

Fr. Je nun — da ich zu Hause war, lief ich bisweilen auf Schlittschuhen.

H. Das kannst du?

Fr. Ei freilich. Wenn es Eis gab, so lief ich mit meinem Vater täglich eine, auch wohl zwei Stunden.

H. Besser! auf dem Eise gelaufen?

Fr. Und warum nicht?

H. Je da könntest du ja fallen und —

Fr. Ei fallen kann man immer, auch wenn man vom Lehnstuhle aufsteht.

H. Hast du denn Schlittschuhe?

Fr. Ei das versteht sich — ich will sie gleich holen — sehen Sie hier!

H. Das ist ja herrlich! Nimm sie doch mit, so wollen wir zusammen laufen. Ich liebe diese Leibesbewegung sehr!

Sie giengen beide fort, und Rudolf war sehr ängstlich, daß sein Vetter vielleicht fallen möchte.

Nach einer Stunde kam aber Fritz gesund und fröhlich zurück. Er ging mit Rudolfen in das Speisezimmer. Dieser trat an den Ofen und klagte, daß es nicht warm genug eingeheizt sei, Fritz hingegen sagte: ei das ist entsetzlich warm, das ist nicht auszuhalten! Er würde ein Fenster geöffnet haben, wenn ihn Rudolf nicht davon zurückgehalten hätte. Bei Tische aß Fritz mit vielem Appetite, und erzählte, was für Luft er auf dem Eise gehabt hätte. Rudolf aber aß sehr wenig und klagte über Kopfschmerz.

Den andern Tag gieng Herr Holdmann und Fritz wieder auf das Eis. Rudolf bat um Erlaubnis mitzugehen und erhielt sie.

Tausend! was für eine Lust war da! Herr Holdmann und Fritz flogen auf dem Eise so geschwind fort, wie ein Vogel in der Luft, schwenkten sich, standen stille, so oft es ihnen beliebte.

Rudolf stand voll Erstaunen dabei und — klapperte.

Gehen Sie denn nicht bald mit zu Hause, lieber Herr Holdmann? fragte er ängstlich.

Jetzt nicht, war die Antwort, wenn es dir zu kalt ist, so kaunst du nach Hause gehen. Er gieng fort — nach einer halben Stunde kam auch Herr Holdmann mit Fritzen nach, und beide erzählten wieder vieles von dem Vergnügen, das sie genossen hätten. Da hat Rudolf seinen Vater, daßs er ihm doch ein Paar Schlittschuhe kaufen möchte. Seine Bitte wurde gewährt, und den andern Tag waren schon Schlittschuhe da.

Welche Freude! Er nahm sie, und gieng in Herrn Holdmanns und Fritzens Gesellschaft nach dem Eise zu. Freilich sank ihm der Muth, da er das Eis erblickte, er zitterte, da er die Schlittschuhe anschnallte, und alle seine Glieder bebten, indem er das Eis betrat.

Da ihm aber Herr Holdmann liebevoll die Hand bot und die Vortheile zeigte, die er zu beobachten hätte, gleitete er mit ihm ganz langsam fort, versuchte es erst allein zu stehen, dann gleitete er einmal über den Teich hin, fiel zwar einmal, da aber seine Gesellschafter nichts daraus machten, sondern drüber lachten, so schämte er sich zu weinen, und schritt weiter fort.

Nun lief er fröhlich nach Hause und erzählte seinen Eltern frohlockend, daßs er auch auf Schlittschuhen laufen könne.

Den andern Tag versuchte er es wieder, und es gieng schon besser, den dritten noch besser, und in zehn Tagen brachte er es so weit, daßs er beinahe so gut wie Fritz laufen konnte und war darüber so vergnügt, daßs er immer der erste war, der seine Schlittschuhe herbeiholte.

Gar zu lange dauerte aber dieses Vergnügen nicht. Einmal, da er des Morgens aufstand, war ein so tiefer Schnee gefallen, daßs er bis an die Knie in demselben waten mußte; und da Herr Holdmann kam, um Unterricht zu erteilen, war er vom Kopfe an bis auf die Füße so weiß, daßs er wie ein Schneemann ausjah.

Nun war es also mit dem Schlittschuhfahren aus, weil tiefer Schnee alle Teiche bedeckt hatte.

Rudolf war darüber sehr unmuthig. Die Bewegung in der kalten Luft hatte ihm so wohl gefallen, daßs ihm nun schon die Stube zu enge war. Er klagte deswegen den ganzen Tag, daßs er nun immer in der Stube bleiben müsse.

Fritz hingegen, der von seinem Vater die Kunst gelernt hatte, zu allen Zeiten vergnügt zu sein, und von jeder Witterung Vortheil

zu ziehen, war dabei ganz ruhig, und sann nur darauf, seinen lieben Vetter mit einer andern Winterfreude zu überraschen.

Er hatte einen glücklichen Einfall, theilte ihn Rudolfs Vater mit und dieser half ihm denselben ausführen.

Da Rudolf den folgenden Tag wieder klagen wollte, klopfte ihn Fritz lächelnd auf die Schulter und sagte: „Denkst du denn, daß es im Winter weiter keine Lust gibt, als Schlittschuhlaufen? Komm mit mir heraus, ich habe etwas angestellt, das dir beinahe ebenso viel Freude machen wird.“

Rudolf folgte ihm, nachdem er hierzu erst seines Vaters Erlaubnis erhalten hatte.

Tausend was war da! Rudolfs Vater hatte auf Fritzens Bitte zwei kleine Schlitten machen lassen, diese nahmen sie, liefen damit auf eine kleine Anhöhe, setzten sich darauf und fuhren damit hinunter. Dann gieng es wieder hinauf und wieder herunter, bis die Glocke zwölf schlug und sie erinnerte, nach Hause zurückzukehren.

Dies war nun freilich beiden nicht recht. Weil sie aber gute Kinder und zur Ordnung gewöhnt waren, so mähigten sie sich doch in ihrem Vergnügen und giengen hurtig nach Hause, damit durch sie die Ordnung nicht gestört würde.

Dieses Vergnügen genossen sie bis in die Mitte des Februars, doch immer so, daß mit dem Schlittschuhfahren Spaziergänge abwechselten. Aber im Februar wurde ihnen auch diese Lust geraubt. Die Lust wurde gelinder, der Schnee weich und schmolz schon hie und da.

Rudolf sah mit Betrübnis zu, und da die Stunde zur Leibesbewegung kam, fragte er Fritz kläglich: Was nehmen wir denn nun vor? nun ist ja alle Winterlust aus.

Dieser aber, der an Einfällen unererschöpflich war, zog Rudolfsen mit sich in den Garten und ermunterte ihn, ihm Schneeballen machen zu helfen.

Erst konnte er an dieser Lust keinen Geschmack finden. Denn wenn er die Hände in den Schnee steckte, so empfand er eine solche Kälte, daß er sie wieder heraus zog, in die Höhe hielt, schüttelte und sich sehr sonderbar geberdete. Da er aber auf Fritzens Zureden die erste unangenehme Empfindung überwand, so fühlte er nicht nur keine Kälte mehr, sondern die Hände wurden ihm wirklich warm.

Nun gieng es an ein Schneeballmachen. Inmer einer bemühte sich, es dem andern zuvor zu thun. Da etliche kleine Bälle fertig waren, so stiegen sie gemeinschaftlich an, an einem recht großen zu arbei-

ten. Sie wälzten einen dieser Bälle im Garten auf und ab, bis er durch das Fortwälzen so groß geworden war, daß sie ihn nicht weiter bringen konnten.

„Ach! sagte dann Rudolf, das ist ein tüchtiger Ball! Aber was soll es denn mit allen diesen Bällen werden?“

Wirßt es gleich sehen, antwortete Fritz, richtete den großen Ball in die Höhe, grub mit einem Spaten eine Höhlung durch und gab ihm die Gestalt von zwei menschlichen Füßen, dann trugen beide die übrigen Bälle zusammen, schlugen sie übereinander auf den großen, und, da sie dies eine Zeitlang gethan hatten, siehe da — da stand ein großer Schneemann da!

Rudolf klopfte in die Hände und wollte sich vor Freuden ausschütten. Das ist herrlich, sagte er, das gefällt mir noch besser als Schlittenfahren. Wir wollen alle Tage Schneemänner machen.

Den andern Tag wurde wirklich wieder einer zustande gebracht. Aber den dritten Tag — da war es auch mit dieser Lust aus, indem aller Schnee weggeschmolzen war.

Aber nun kam schon wieder ein anderes Vergnügen, das Vergnügen des Frühlings. Rudolf konnte nun nicht nur Weilschen sammeln und sich an dem Gesänge der Frühlingsvögel ergötzen, sondern er lernte auch von Fritz den Garten bearbeiten und mit nugharen Gewächsen besäen und bepflanzen, und vergaß darüber Schlittschuhe, Schlitten und Schneemänner.

Als sie einst miteinander Schoten von den Erbsen pflückten, die sie gesäet hatten, erinnerten sie sich wieder an die vorige Winterlust. Rudolf fühlte es jetzt stärker, als jemals, wie viel er seinem guten Wetter zu verdanken habe, fiel ihm daher um den Hals und jagte: ich danke, ich danke, lieber Fritz, für alle Freuden, die du mir gemacht hast. Wie lang wurde mir sonst der Winter und wie angenehm ist er mir bei dir vergangen! Sonst war ich immer schwächlich, und nun bin ich so gesund und munter geworden!

Der glückliche Reisende.

Vor einiger Zeit reiste ein Mann auf der Post bei einem Dorfe vorbei. Wie er hieß? woher er war? wohin er reiste? was er bei seiner Reise für Absichten hatte? dies alles weiß ich nicht. Nur dies weiß ich, daß ihm, da er an dieses Dorf kam, ein großes Glück begegnete.

Fand er vielleicht einen Schatz? traf er einen lang vermißten Freund an? that er einen guten Kauf?

Nichts von diesem allen, lieben Kinder, er fand hier eine arme Witwe, die gar wehmüthig klagte und weinte, weil man eben jetzt im Begriff war, ihre kleine Hütte, die ihr ganzer Reichthum war, zu verkaufen, um die Schulden zu bezahlen, die sie wegen ihrer großen Armuth gemacht hatte.

Ist denn das ein Glück? werdet ihr fragen. Wir wollen sehen. Laßt mich nur ausreden!

Dem guten Reisenden wurde das Herz weich, da er die arme Frau so wehmüthig klagen hörte, ließ sich mit ihr in ein Gespräch ein, und fragte sie, wie groß ist denn eure Schuld? Fünzig Gulden, lieber Herr, war ihre Antwort. Und die aufgelaufenen Unkosten, fragte er weiter. Acht Gulden! gab sie zur Antwort.

Da zog er mitleidig seinen Beutel heraus, zahlte die 58 Gulden hin und sagte: hier, liebe Frau, hier ist eure Schuld bezahlt! gehet hin und bewohnet ruhig eure Hütte!

Und nun ließ er den Postillon blasen, und fuhr fort, ohne seinen Namen bekant werden zu lassen.

Aus dem vierten Buche.

Der unglückliche Zauderer.

Es war ein trüber Wintertag, als Herr Melzer seinen Zöglingen Friedemann, Eduard und Gotthilf den Vorschlag that, einen Spaziergang in den Wald zu machen. Freilich lag der Schnee ziemlich tief und fiel noch mehr herunter. Allein diese Knaben waren bereits so abgehärtet, daß sie so etwas nicht achteten. Kaum hatte also Herr Melzer diesen Vorschlag gethan, so riefen auch alle: ich bin dabei! Lustig gieng es über das mit Schnee bedeckte Feld in den Wald, wo sie oft bis über die Knie im Schnee versanken. Das hielt sie aber nicht ab, ihren Spaziergang fortzusetzen. So oft einer versank, erhob er ein Freudengeschrei und suchte sich, so gut er konnte, durchzuarbeiten. Bei dieser Bewegung wurden sie warm und empfanden nichts von Kälte.

Eduard war immer der erste und suchte seine Ehre darin, seinen Brüdern den Weg zu bahnen. Auf einmal stand er aber stille und rief so laut er konnte: Herr Melzer, geschwind kommen Sie her! da ist ein todter Mann. Auf dieses Geschrei kam die ganze Gesellschaft herbeigesprungen, und sah da wirklich einen Mann sitzen, der sich an eine Fichte gelehnt hatte und erfroren war. Herr Melzer fühlte ihn an und fand, daß er völlig hart war.

Alle Kinder bedauerten ihn und sagten: der arme Mann!

Herr Melzer aber antwortete: Mit Bedauern, liebe Kinder, wird hier nichts ausgerichtet, laßt uns zurückspringen und Leute herbeirufen, die ihn wegtragen und versuchen, ob wir ihn nicht wieder lebendig machen können. Und nun gieng es fort, im völligen Galopp, immer nach dem Amtshause. Außer Athem kamen sie daselbst an.

Der Amtmann sah sie durch das Fenster — was gibts? fragte er.

Draußen im — Walde — ist — ein Mann erfroren — antwortete Herr Melzer.

Sogleich befahl der Amtmann, daß einige Leute mit ihm nach dem Orte, wo er lag, gehen sollten. Er ließ ihn aufheben und in ein Haus tragen, um zu versuchen, ob man ihn nicht in das Leben zurückbringen könnte. Ein erfahrener Arzt und Wundarzt gaben sich alle Mühe ihn wieder herzustellen, es war aber alles umsonst, er war todt und blieb todt.

Herr Melzer half dabei, so viel er konnte.

Jetzt wurde er aber auf einmal stille, faltete die Hände, Thränen traten ihm in die Augen, und er wendete sich nach dem Fenster zu. Eduard bemerkte es, folgte ihm und fragte: Was fehlt Ihnen denn, lieber Herr Melzer?

Statt der Antwort hat er den Amtmann, die Taschen des Erfrorenen untersuchen zu lassen, ob sich vielleicht Papiere darin fanden, aus denen man ersehen könnte, wer er gewesen sei?

Da fanden sie wirklich einen Brief, auf dem die Worte geschrieben standen: an Herrn Daniel Weilhard. Kaum erblickte Herr Melzer diese Worte, so stürzten die Thränen aus seinen Augen, und er rief aus: Unglücklicher Weilhard, so bist du noch das Opfer deines ewigen Zauderns geworden.

Die Gesellschaft trat um ihn und verlangte zu wissen, wer der Erfrorene sei und warum er ihn so sehr beklage.

Er ist aus Bittau gebürtig, antwortete er, mehr kann ich jetzt nicht sagen. Ich muß nach Hause, um meinem Herzen Luft zu machen.

Er gieng fort und die Kinder begleiteten ihn. Als er sich zu Hause in seinen Lehnstuhl gesetzt hatte, traten sie um ihn und erwarteten, daß er ihnen nun etwas von dem unglücklichen Weilhard erzählen sollte.

Er befriedigte bald ihre Neugier, indem er folgende Erzählung anfieng: Dieser Weilhard, den ihr, liebe Kinder, erstarrt sahet, war

mein Gesellschafter von seiner Kindheit an bis in sein zweiundzwanzigstes Jahr. Er war nicht böse, meinte es mit jedermann redlich und gut, war gegen jeden gefällig und gegen die Armen wohlthätig. Aber einen bösen Fehler hatte er an sich, er war ein Zauderer. Nichts that er zur rechten Zeit, alles verschob er bis zur letzten Minute. Dadurch hat er sich sein ganzes Leben verbittert, vieler Freuden sich beraubt und mannigfaltigen Verdruß sich zugezogen.

Sein Vater war ein braver Mann, der ihn zur Ordnung und Pünktlichkeit zu gewöhnen suchte; es half aber nichts. Wenn Weithard des Morgens aufgestanden war, so nahm er allerlei Spielereien vor, verschob das Waschen und Ausspülen des Mundes von einer Viertelstunde zur andern, bis das Zeichen zum Genuße des Frühstücks gegeben wurde. Dann sprang er zum Brunnen und wusch sich so geschwind als möglich. Da blieb aber oft der Schmutz an den Händen und am Halse sitzen. Wenn er nun so schmutzig zum Frühstücke kam, so wurde er abgewiesen und mußte es einbüßen.

Wenn die Glocke schlug, die ihn zur Schule rief, dann zog er erst den Rock an, suchte Bücher, Federn und Tintenfaß zusammen. Darüber verstrich die Zeit, er kam zu spät in die Schule und — wurde bestraft. Die Arbeiten, die er zu Hause für die Schule verfertigen mußte, verschob er gemeiniglich bis zur Tischzeit, dann machte er sich darüber her, sie geriethen ihm deswegen schlecht und, wenn er sie dann dem Lehrer auch zeigte, bekam er Verweise und mußte sie noch einmal machen.

Einmal wurde seiner Mutter Geburtstag gefeiert. Der Vater hatte die Veranstaltung getroffen, daß die Kinder in dem Gartenhause, wo eine Mahlzeit bereitet war, sich versammeln und bei dem Eintritte der Mutter ein Gespräch mit einander über das viele Gute, das die liebe Mutter ihnen im vergangenen Jahre gezeigt hatte, halten sollten. Daniels Geschwister bereiteten sich darauf einige Tage zuvor zu und konnten ihre Rolle recht gut; aber Daniel? dieser verschob von einer Zeit zur andern seine Rolle zu lernen. Wenn seine Geschwister das Gespräch miteinander probierten, so las er seine Rolle vom Papiere ab. Erst da der Vater das Zeichen geben ließ, machte er sich daran. Wie es da gieng — könnt ihr leicht denken. Weil er wußte, daß er nur noch einige Minuten Zeit zum Lernen hatte, so überfiel ihn eine solche Angst, daß er schlechterdings nichts in den Kopf bringen konnte. Zitternd trat er also in die Versammlung seiner Geschwister. Da nun der Vater

mit der Mutter in den Saal trat und Wilhelmine das Gespräch mit folgenden Worten anfieng: „Wie glücklich leben wir doch hier! So oft wir des Morgens aufstehen, ist für unsere Verpflegung gesorgt —“

Da sollte Daniel fortfahren: und finden allemal reinliche Kleidung und Wäsche.“

Aber Daniel hieng den Kopf und schwieg stille. Da nun die Reden der übrigen Geschwister sich immer auf Daniels Reden bezogen so konnten auch diese nicht weiter reden — das Gespräch unterblieb, und die ganze Familienfreude wurde durch Daniels Zaudern gestört. Der Unwille der ganzen Familie traf ihn, und er selbst betrückte sich so sehr, daß er an dem frohen Tage, dem Geburtstage seiner guten Mutter, nicht froh wurde.

So machte er es auf der Schule, so machte er es auf der Universität. Alle seine Arbeiten verschob er bis auf die letzte Minute. Daher lernte er nichts. In dem letzten Monate seiner Universitätsjahre kam er endlich zum Nachdenken. Er arbeitete fleißig; aber — nun war es zu spät. Da er am fleißigsten war, wurde er von seinem Vater abgerufen.

Er ließ sich also auf der Post einschreiben, lief umher, nahm von seinen Freunden Abschied, verschob das Einpacken von einer Stunde zur andern, bis er den Postillon blasen hörte. Dann raffte er eilig seine Sachen zusammen, packte sie ein, ließ den Koffer in das Posthaus tragen und gieng neben demselben her. Als er aber auf das Posthaus kam, war die Post bereits abgegangen. Er mußte also seine Reise zu Fuße machen und den Koffer auf der Post nachfahren lassen.

Da er einige Stunden gegangen war, fühlte er Hunger im Magen, kehrte in einem Wirtshause ein und ließ sich eine Mahlzeit bereiten, die ihm herrlich schmeckte. Da er aber bezahlen wollte. — stellt euch einmal seine Verlegenheit vor — da hatte er nicht einen Pfennig bei sich. Weil er das Einpacken bis auf die letzte Minute gespart hatte und er also alles in der größten Eile und Verwirrung packen mußte, so hatte er alle sein Geld in den Koffer geworfen.

Er bat den Wirt, ihm zu borgen und versprach, sobald er nach Hauje käme, wollte er ihm die Bezahlung schicken. Dieser sagte aber in einem festen Tone: Mein Herr, wie können Sie mir denn zumuthen, daß ich Ihnen borgen soll? ich kenne Sie ja nicht. Kurz! Sie müssen mich bezahlen, oder mir ein sicheres Pfand geben, oder ich lasse sie auf der Stelle arretieren.

Zum Glück hatte Weilhard seine Uhr bei sich, die er dem Wirte zum Unterpfande zurückließ. Dies half ihm aber nur auf wenige Stunden. Da er in das Nachtquartier kam, ließ er sich wieder eine Abendmahlzeit, ein Bett und des Morgens Frühstück geben. Da er aber bezahlen sollte, hatte er wieder kein Geld.

Er bat den Wirt um Nachsicht, er versprach ihm noch einmal so viel Geld zu schicken, als er ihm schuldig wäre; es half aber nichts, der Wirt ließ ihn hinsetzen und er mußte so lange sitzen, bis er seine Noth dem guten Vater in einem Briefe gemeldet und von ihm Reisegeld bekommen hatte.

Wie sich der gute Vater über die Unbesonnenheit des Sohnes mag betrübt haben, könnt ihr leicht denken.

Nun mußte sich der zurückgekommene Sohn examinieren lassen, damit er, wenn man ihn geschickt fände, ein Amt bekommen könnte. Der Vater erinnerte ihn, er möchte sich auf das Examen vorbereiten, damit er wohl bestehet. Er versprach es auch und suchte sogleich einige Bücher zusammen, die er lesen wollte. An das Lesen selbst kam es aber noch nicht. Er besuchte erst alle seine alten Bekannten, die er seit seiner Abwesenheit nicht gesehen hatte. Darüber verstrich ein Tag nach dem andern, ohne daß ein Buch angesehen wurde. Endlich da der Tag kam, der zum Examen bestimmt war, stand er des Morgens vier Uhr auf und wollte in den Büchern, die er zusammengelegt hatte, lesen. Aber nun war er ängstlich, weil er wußte, daß er nur wenig Zeit hatte. Er nahm bald dieses, bald jenes Buch in die Hände und konnte immer nicht mit sich einig werden, in welchem er zuerst lesen wollte.

Endlich, da das Lesen recht angehen sollte, trat der Vater in die Stube und erinnerte ihn, daß es hohe Zeit sei, sich anzuziehen, weil es schon acht geschlagen habe und er um neun Uhr zum Examen sich stellen müsse.

Da überfiel ihn Todesangst, er zitterte und bebte, zog sich an, gieng fort und — da er zum Examen kam, konnte er fast gar nicht antworten. Dies konnte man leicht voraussehen. Er hatte wenig gelernt, hatte sich nicht vorbereitet, und die große Angst, die er empfand, machte, daß er sich auch auf das Wenige, das er wußte, nicht besinnen konnte.

Er wurde also abgewiesen. Man rieth ihm, noch ein Paar Jahre auf die Universität zu gehen, daselbst fleißiger zu sein und sich dann noch einmal examinieren zu lassen. Wenn er dann besser bestände, so könnte man ihm erst Hoffnung zu einem Amte machen.

Darüber betrückte sich der gute Vater sehr und starb bald darauf. Vermuthlich aus Gram über die Ungechicklichkeit des Sohnes.

Er hinterließ ein Landgut und anstatt auf die Universität zu gehen, beschloß Daniel dieses Landgut zu beziehen.

Hier hätte er sein gutes Auskommen finden können, wenn er es ordentlich verwaltet hätte. Dies that er aber nicht. Alle Geschäfte schob er hinaus bis auf die letzte Stunde. Wenn seine Nachbarn mit der Aussaat fertig waren, so sieng er erst an mit Säen. Deswegen fielen seine Ernten immer spärlich aus. Wenn der Weizen geschnitten und das Gras gehauen war, so benutzte er die warmen Tage nicht. War in der Nachbarschaft ein Vogelschießen oder eine andere Lustbarkeit, so vergaß er Weizen und Gras. Unterdessen fiel Regenwetter ein und der Weizen wuchs aus und das Gras verfaulte. Durch diese Saumseligkeit wurde sein Gut, das ihm der Vater in den blühendsten Umständen hinterließ, immer schlechter.

Nun ist er erfroren. Sein Zaudern hatte ihm gewiß den Tod zugezogen.

Ach Kinder, wenn ihr gute Menschen bleiben und zufrieden leben wollt, so bitte ich euch, daß ihr euch jetzt schon gewöhnet, eure Geschäfte zur rechten Zeit zu thun und sie nicht von einer Zeit zur andern aufzuschieben.

Nun erkundigte sich Herr Welzer genauer, wie sein Freund um das Leben gekommen sei, und erfuhr, daß er ihn habe besuchen wollen, ungefähr zwei Uhr Nachmittags in einem Wirtshause eingekehrt sei, aber daselbst sich bis zum Anbruche der Nacht aufgehalten, dann im Walde sich verirrt und daselbst die letzte Strafe seiner Saumseligkeit gefunden habe.

XI.

Carl von Carlsberg, oder über das menschliche Glend.

6 Bände. Leipzig 1783—1788, Siegfried. Lebr. Crusius.

„Carl von Carlsberg,“ ein umfangreicher socialer Roman, nimmt in Salzmanns Leben eine ähnliche Stellung ein, wie Lienhard und Gertrud in Pestalozzis Leben. Er enthält eine ergreifende, ja erschütternde Schilderung fast aller Gebrechen der damaligen Zeit, zum großen Theil ein literarischer Niederschlag der Erfurter Erfahrungen Salzmanns. Mit rückhaltlosem Freimuth, mit ebenso großer Kraft und Frische wie Mannigfaltigkeit des Ausdruckes brandmarkt Salzmann die socialen Verhältnisse damaliger Zeit: den Absolutismus der Fürsten, die

maßlose Polizeiwillkür, das himmelschreiende Unrecht in der Gerichtspflege, die vernücherte Lehre der Kirche, das unsittliche Leben in den höhern und niedern Ständen. Doch bleibt er bei den traurigen Thatfachen nicht stehen, sondern berichtet auch von Vorschlägen zur Abhilfe und gibt Mittel an, durch welche eine gesunde Aufklärung vorbereitet, Vorurtheile besiegt, Mißbräuche abgeschafft und so die Fesseln abgeworfen werden, unter denen die Menschheit seufzt.

Die Quellen des Elends findet Salzmann in der Unwissenheit der Menschen und in der verkehrten Kindererziehung. Hinsichtlich des Einflusses der Erziehung, auf die Gestaltung der socialen Verhältnisse jagt er selbst: „Die Erziehung, die die meisten von uns genossen, war eine beständige Bemühung, unsern Verstand und alle unsere Kräfte zu lähmen. Wenn wir erst kriechen, dann gehen lernen wollten, so hängte man uns an ein Gängelband; wenn wir laufen wollten, so befahl man uns langsam zu gehen; wenn wir sprangen und kletterten, bekamen wir die Ruthe; wenn wir mit neugierigem Blicke uns in der Natur umsehen wollten, so zwang man uns in einem engen Zimmer halbe Tage zu sitzen, unsere Muskeln zusammenschrumpfen zu lassen und aufzufassen, was andere uns vortrugen. Man nöthigte uns, für wahr zu halten, was uns falsch schien, und schön zu finden, was uns häßlich dachte, und für geschmackvoll zu halten, was uns albern vorkam. Durch eine Menge Künsteleien lenkte man unsere Aufmerksamkeit von uns und von dem, was um uns war, ab, und zwang sie, in den Trümmern von Troja, Rom und Jerusalem zu wühlen, und bald den Sinai, bald den Olymp zu besteigen. Wir plapperten schon von den Geheimnissen der Gottheit, in die die Engel zu schauen gelüftet, ehe wir noch wußten, wo unser Magen liegt, und, da wir schon den Zahn in drei oder vier Sprachen nennen konnten, hatte uns noch niemand ein bewährtes Mittel gesagt, die Zähne vor Fäulnis zu verwahren und uns gegen die Höllequal des Zahnschmerzens zu schützen. Auf diese Art sind unsere meisten Kräfte des Körpers und des Geistes sehr früh gelähmt worden und der elektrische Schlag muß stark sein, wenn er eine und die andere in Thätigkeit setzen soll. Dies ist die wahre Ursache, warum das menschliche Elend, das so leicht weggeschafft werden könnte, wenn die Menschen ihre Kräfte kühlten und brauchen wollten, den meisten unabänderlich scheint und warum die meisten lieber ihre wenigen Lebensäfte durch Sorge und Gram verschren lassen, als daß sie sich entschlossen, den Quellen ihres Grams nachzuspüren und sie zu verstopfen. (Bd. II., S. 17. 18.)

Die Form des Buches ist meisterhaft. Vielleicht in keinem seiner Bücher tritt Salzmanns schriftstellerische Kraft, die productive Lebendigkeit seiner Phantasie, der Schwung seines Geistes und zugleich die Beherrschung der Form so wirkungsvoll hervor, wie in diesem, und die fast ausnahmslos angewandte Form des Dialogs verleiht dem Buche eine dramatische Lebendigkeit. Die Tendenz, das menschliche Elend anschaulich und fühlbar zu machen und zugleich die Mittel der Abhilfe zu zeigen, ist dem kritischen Auge zwar immer bemerkbar, wird aber doch nirgends in störender Weise fühlbar.

Salzmann hatte wegen dieses Buches, wie er erwartet, später mancherlei Angriffe und Anfechtungen zu dulden (vgl. Anhang zum 5. Theile, welcher eine

Apologie desselben enthält.) Selbst Gleim suchte ihn durch ein Gedicht zu verspotten, wurde aber in einer anderen Schrift (Erlösung der Menschen vom Elende durch Jesum, 1. Theil, Schlußwort) deshalb scharf mitgenommen. Auch Schiller verurtheilt in seinen Kenien (2 148):

„Was der berühmte Verfasser des menschlichen Elends verdiente?

Sich in der Charité gratis verköstigt zu sehn.“ —

ganz und gar die Absicht des Romans, den er auch in der Abhandlung „Über naive und sentimentale Dichtung“ (Hempelsche Ausgabe Bd. XV, p. 534) erwähnt; es ist doch klar, daß bei „Carl von Carlsberg“ das delectare Nebensache und Mittel zum Zweck ist, daß der Hauptdruck vielmehr auf dem prodesse liegt, weshalb man also, wenn man gerecht sein will, an diese Schrift nicht denselben Maßstab wie an ein poetisches Kunstwerk legen darf. In neuerer Zeit hat Palmer (Evangelische Pädagogik, pag. 37. Anmerk.) von dem Buche behauptet, daß dasselbe weder als Dichtung noch als Wahrheit irgend einen Wert habe. Manche Mängel des „Carlsberg“ deckt Salzmann selbst am Eingang und Schluß des 6. Bandes auf, verwahrt sich jedoch gegen den Vorwurf, seine Schilderungen seien übertrieben. Uns will es freilich scheinen, als ob Salzmann in der Erkenntnis, daß der allgemeine Weltzustand ein grenzenlos verderbter sei —, der Zustand einer durch Bosheit wie durch Thorheit erzeugten totalen Fäulnis in Kirche und Staat, in Schule und Familie, in Volksfittte und Gelehrsamkeit, an den Höfen und unter dem Pöbel; daß das historisch Gewordene durchaus schlecht und man von allem, was Vernunft und Natur erfordern, unendlich weit abgeirrt sei, die Farbe hier und da zu stark aufgetragen hat, wenn auch seine Schilderungen im allgemeinen gewiß nicht der Wahrheit entbehren.

Da Salzmann eine Quelle des Elends, wie schon bemerkt, in der fehlerhaften Erziehung findet, so enthält das Buch ziemlich viele pädagogische Excurse, die uns besonders den Zustand der Erziehung und des Unterrichts damaliger Zeit anschaulich, wenn auch hier und da wohl etwas übertrieben vor Augen führen. Diese Excurse sind im Nachfolgenden mitgetheilt worden, nachdem wir sie unter bestimmte Überschriften gebracht haben.

Über den Unterricht in den Volksschulen.

Carl von Carlsberg kommt auf einer seiner Reisen nach Grinau, wo gerade des Fürsten Geburtstag gefeiert wird. Die Bürgerschaft feiert denselben durch Schießübungen. Carl von Carlsberg fragt einen Tuchmacher, ob auch die Knaben schon in den Waffen geübt würden. Darüber lacht der Tuchmacher, und es entwickelt sich zwischen beiden ein Gespräch, das Carlsberg in einem Briefe also beschreibt (Bd. II, S. 178—181):

Sch. Warum lachen Sie denn so sehr hierüber? wenn man die Furcht vor dem Feuergewehr nicht früh ablegt, so ist es sehr schwer, sie in der Folge los zu werden.

Duchmacher. Ach hören Sie auf — ich lache mich todt. Wenn doch nur die Schulknaben Schreiben und Rechnen lernten!

J. Nu, ich habe vor Kurzem erst einen Brief von einem Handwerksmanne gesehen, der mir gar keinen vortheilhaften Begriff vom Schulwesen beibrachte. Wenn nun die Knaben nicht einmal Schreiben und Rechnen lernen, was lernen sie denn sonst?

L. Den Katechismus und das Evangelienbuch.

J. Sonst nichts?

L. Nichts, als noch ein bißchen Grammatik und Vocabel.

J. Lernen sie denn nicht die Thiere, Pflanzen und Erdarten kennen, die um Grünau sind?

L. Wo denken Sie denn hin! Ich glaube, die meisten unserer Bürger kennen nicht mehr als ein paar Duzend Pflanzen, ein und ein halb Duzend Thiere und von den Erdarten wissen sie gar nichts. Alle Pflanzen, die wir nicht kennen, nennen wir Unkraut, und alle kleinen unbekanntten Thiere, nennen wir Ungeziefer; die Erdarten, nennen wir, mit einem Worte, Dreck.

J. Und also wissen sie wohl von den vielen Werken Gottes, die um uns sind, gar keinen Gebrauch zu machen?

L. Keinen. Was wir nicht kennen von Pflanzen, raufen wir aus, und die Thiere, die wir nicht kennen, schmeißen und treten wir todt.

J. Und von der Erdbeschreibung wird den Kindern wohl noch weniger etwas gesagt?

L. Doch etwas. Von dem Lande Kanaan, Mesopotamien, Assyrien und Egypten.

J. Auch von Polen und Rußland?

L. Ich glaube, die Namen sind noch nicht in der Schule genannt worden, so lange sie steht. Viele Bürger glauben, die Russen hätten Schnäbel.

J. Aber was haben sie denn für Leibesübungen? Werden die Knaben nicht geübt im Laufen, Springen? werden sie denn nicht angeführt, allerlei Dinge zu verfertigen, die ihnen nöthig sind?

L. Ha! He! Hi! ich bitte Sie drum, schweigen Sie stille, Herr von Carlsberg. Sie sind gewiß in keine Schule gegangen. Alle Übungen, die wir in der Schule haben, sind Übungen im Stillstehen.

J. Nun begreife ich, woher die Unwissenheit, die Schwächlichkeit, die slavische Denkungsart der hiesigen Bürger kommt. Nothwendig müssen sie Lastthiere der Vornehmen werden, weil sie weder angeführt sind, ihre Geistes- noch körperlichen Kräfte zu brauchen.

Wenn nun so ein Mann von einem Vornehmen unterdrückt, wenn er krank wird, wenn er in allerlei andere Verlegenheiten kommt, mein Gott, womit soll er sich denn helfen? mit dem Katechismus? mit der Grammatik und der Vocabel? wirst weit damit kommen, armer unglücklicher Bürger! Du wirst zum Lastthiere erzogen, damit deine Treiber dich desto besser reiten können. Aber sie sind doch so ein vernünftiger Mann; sind Sie denn ebenso unterrichtet worden?

D. Ebenso. Ich habe aber einen Bruder, der studiert hat, der lernt mir von Zeit zu Zeit gute Bücher kennen, die kaufe ich und lese sie, die haben nach und nach ein bißchen im Kopfe aufgeräumt.

F. Bravo! Fahren Sie so fort und suchen Sie Ihre Mitbürger auch dazu zu bereben. Lassen Sie sich von ihrem Bruder, von Kollow ¹⁾ oder andern verständigen Männern, Bücher empfehlen und lesen Sie sie. Und Ihre Kinder lassen Sie um Gotteswillen das Nothwendigste lernen, Leibesübungen, Kenntniß der Erde und der Natur und die Mittel sich gesund zu erhalten, Schreiben und Rechnen und wo möglich auch ein paar Sprachen.

D. Nicht auch Religion?

F. Nothwendig! Nur wollte ich, Sie fragten Kollow über diesen Punkt um Rath. Aber wie gesagt, thun Sie, was Sie können, um ihre Mitbürger zu bereben, daß sie dafür sorgen, daß ihre Kinder besser unterrichtet werden. Sonst — sonst — sonst werden sie von fürstlichen Räten, Officieren, Geistlichen, Advocaten und Ärzten immer auf eine unbillige Art abhängen, und müssen alles glauben, was ihnen diese sagen. Ich hoffe, Sie verstehen mich. Leben Sie wohl.

Speciell über den Unterricht im Christenthum erfahren wir aus einem Gespräche zwischen einem Superintendenten und Conrector Folgendes (Bd. III, S. 91—94):

Superintendent. Was geben Sie für Lectionen in Ihrer Schule?

Conrector. Ich unterrichte die oberen Classen und zwar im Lateinischen und im Christenthume.

S. Wie richten Sie denn Ihren Unterricht im Christenthume ein?

C. Erst sehe ich darauf, daß meine Schüler bibelfest werden. Da richte ich es so ein, daß sie alle Jahre die Bibel einmal durchlesen.

S. Lassen Sie ihnen denn alles lesen?

C. Alles.

¹⁾ Kollow ist in dem Romane der Name eines aufgeklärten Predigers.

S. Auch das hohe Lied Salomonis und den ganzen Propheten Ezechiel?

C. Alles. Ja das hohe Lied ist gar ein herrliches Buch, das lesen sie vorzüglich gern. Ferner richte ich es so ein, daß sie alle Jahre zweimal den Katechismus durchlernen, damit sie in ihrem Christenthume rechten Grund kriegen. Wenn Ihre Hochwürden einmal in unsere Schule kommen sollten, da sollten Sie sich gewiß freuen, wenn Sie unsere Primaner antworten hörten. Sie können sie aus dem Katechismus fragen die Kreuz und die Quere, sie lassen keine Frage unbeantwortet.

S. Lassen Sie sie denn auch das Nicänische Symbolum lernen?

C. Alles.

S. Aber verstehen denn die Kinder auch alles?

C. Alles. Da habe ich ein schönes Büchelchen, in dem ist der Katechismus in Frage und Antwort zergliedert und in succum und sanguinem¹⁾ aufgelöst, dies lasse ich sie auswendig lernen; da lernen sie den Katechismus recht hübsch verstehen.

S. Welches ist denn die erste Frage, die Sie in Ansehung des Christenthums an ihre Kinder thun?

C. Die gewöhnliche: Wie viel sind Götter? und die andere ist: wie viel sind Personen in der Gottheit?

S. Und welches ist der erste Spruch, den Sie ihnen beibringen?

C. Drei sind, die da zeugen im Himmel. Der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind Eins.²⁾

S. Geben Sie ihnen denn auch Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion?

C. Allerdings. Ich habe drei argumenta probantia³⁾; erstlich die Wunderwerke, zweitens die Weissagungen, drittens die Fußstapfen Jesu am Ölberge.

S. Wie? die Fußstapfen Jesu am Ölberge?

C. Ja, das ist mein stärkster Beweis. Seht, sage ich, Kinder, die Fußstapfen, die Jesus am Ölberge hinterlassen hat, da er gegen Himmel fuhr, sind noch jetzt zu sehen. Denn wenn ihr die Himmelfahrt Jesu abgemalt sehet, so findet ihr auch allemal auf der Spitze des Berges die Fußstapfen. Wenn also die Fußstapfen Jesu von seiner Himmelfahrt noch da sind, so muß er auch selbst da gewesen,

¹⁾ Fleisch und Blut.

²⁾ 1 Joh. 5. 7.

³⁾ zwingende Beweise.

und gegen Himmel gefahren sein. Ich schließe ab effectu ad causam.¹⁾ Ist es nicht wahr, Ihre Hochwürden, das ist ein sehr stringenter Beweis?

S. Ja, ja, wenn es erwiesen ist, daß die Fußstapfen noch da sind und von der Himmelfahrt Jesu herrühren. Sonst wird wohl in der Schule nichts gelehrt, als das Lateinische und dieses Christenthum?

C. Nichts weiter. Wenn ein Kind in seiner Religion gegründet ist und kann einen lateinischen Terminum setzen, was will man denn mehr haben?

Das Gegenstück zu dieser Unterredung bietet die folgende; ein junger Dorfpfarrer muß vor dem Consistorium ein Colloquium bestehen (Bd. V, S. 180—185):

Superintendent. Treten Sie näher, sagte der Superintendent, da er ihn erblickte, es ist Beschwerde gegen Sie eingelaufen.

Pfarrer. Doch wohl ungegründete, will ich hoffen, Ihre Hochwürden.

S. Soll mir lieb sein, wenn Sie ungegründet ist. Ich höre immer lieber Gutes als Böses von den Herren Geistlichen. Aber sagen Sie mir doch, Herr Pfarrer, Sie lassen ja halt so allerlei Reime in Ihrer Schule lernen und lassen Sie gar von den Schulkindern singen. Ist denn das wahr?

Pf. Es ist allerdings wahr, Ihre Hochwürden. Ich habe mir eine kleine Sammlung aus unsern besten Dichtern gemacht, daraus lasse ich nun meine Schulkinder immer etwas lernen und singen, das sich zu der Wahrheit schickt, die ihnen ist vorgetragen worden.

S. Und wer sind denn diese Liederdichter?

Pf. Gellert, Weiße, Cramer, Junk, Sturm, Overbeck,²⁾ und gar viele andere, deren Namen mir nicht gleich beifallen.

S. Seht doch! da ist Ihnen also unser Grünau'isches Gesangbuch zu schlecht? Wissen Sie nicht, daß es gleichsam liber symbolicus ist?

Pf. Ich habe schon an den eigentlichen symbolischen Büchern — doch, ja Ihre Hochwürden, ich lasse allerdings auch aus unserm Grünau'ischen Gesangbuche bisweilen etwas lernen.

¹⁾ Von der Wirkung auf die Ursache.

²⁾ Gellert (1715—1769), Chr. Felix Weiße (1726—1804), Cramer (1723 bis 1788), Junk (1734—1814), Sturm (1746—1786) sind beliebte Kirchenliederdichter der Aufklärungsperiode.

S. Bisweilen? etwas? vortrefflich! — Da glauben Sie doch wirklich, daß Sie klüger wären, als ein Luther, ein Nist, ein Gerbard und dergleichen fromme und ehrwürdige Männer, die durch das Feuer der Trübbial bewährt wurden?

Pf. Das glaube ich gar nicht. Ich finde aber im Grünau'schen Gesangbuche sehr selten etwas, das zu meinen Absichten schicklich ist. Es ist ja fast lauter Dogmatik.

S. Ei, das ist es eben, was unser Gesangbuch zu einem köstlichen Kleinode macht. Wollen Sie Ihren Kindern vielleicht etwas anderes lehren, als Dogmatik? Wissen Sie nicht, daß die Dogmatik der Grund unseres Heils und aller unserer Hoffnung ist?

Pf. Ich dachte, ich wollte meine Schulkinder zu guten Menschen bilden.

S. Vortrefflich! Hat auch gute Menschen unter den Juden und Heiden, unter den Socinianern ¹⁾ und Mohammedanern gegeben. Wenn das so fortgeht, so wird ja aus unserer lutherischen Kirche ein Babel. Herr Pfarrer, nicht gute Menschen, Christen sollen Sie bilden.

Pf. Und was ist ein Christ anderes, als ein Mensch, der den Willen thut seines Vaters im Himmel? ein guter Mensch?

S. Das ist mir ganz etwas neues. Ein Christ ist ein Mensch, der auf Christum getauft ist, an Christum glaubt, mit Christo lebt, mit Christo leidet und auf Christum selig zu sterben hofft.

Pf. —

S. Und was muß ich von Ihnen hören, Sie schaffen ja die zehn Gebote in Ihrer Schule ab?

Pf. Ganz habe ich sie nicht abgeschafft. Ich lasse nur, statt der zehn Gebote, Aussprüche unsers Erlösers lernen, weil ich glaube, daß Moses Lehre für die Juden und Jesu Lehre für die Christen gehöre.

S. Wissen Sie denn aber nicht, daß die zehn Gebote im Katechismus stehen? und daß der Katechismus ein symbolisches Buch ist? Wissen Sie wohl, was ein Geistlicher verwirkt, wenn er von den symbolischen Büchern abweicht?

Pf. Was ich von den zehn Geboten behaupte, glauben jetzt alle aufgeklärten Theologen. Haben Ihre Hochwürden nicht die Abhandlung gelesen, die ohnlängst der Herr D. Hufnagel über die zehn Gebote geschrieben hat? Sie ist sehr gründlich abgefaßt.

¹⁾ Vgl. die Anmerkung auf pag. 290 in dem 1. Theile unserer Sammlung. Salzmanns Pädagog. Schriften. 2. Theil.

S. Ei, was geht uns Hufnagel an? Sie haben nicht auf Hufnageln, sondern auf die symbolischen Bücher geschworen. Und wir halten Sie bei Ihrem Eide.

Pf. Sollte dies aber nicht Gewissenszwang sein?

S. Ganz und gar nicht. Das hochhehrwürdige Consistorium zwingt gar niemandes Gewissen, ganz und gar nicht. Sie können ja lehren, wo sie wollen, unter den Socinianern oder unter den Muhammedanern. Aber ein lutherischer Lehrer können Sie nicht mehr sein, wenn Sie nicht fest an unserm Gesangbuche und Katechismus halten. Ist denn das Gewissenszwang?

Pf. Wenn ich aber nicht mehr lutherischer Lehrer sein soll, so nehmen Sie mir ja mein Brot. Und ich habe eine Frau und drei Kinder —

S. Darum bekümmert sich ein hochhehrwürdiges Consistorium nicht. Ein hochhehrwürdiges Consistorium ist von Thro Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigt dazu verordnet, über die Reinigkeit der Lehre zu wachen und bekümmert sich übrigens gar nicht —

Pf. Was verlangen denn Thro Hochwürden eigentlich von mir.

S. Gar nichts weiter, als daß Sie bei unserm Grünau'schen Gesangbuche und Katechismus bleiben sollen.

Pf. Wenn es weiter nichts ist, so will ich gern Folge leisten.

Er gieng fort und murmelte etwas zwischen den Zähnen, das so klang, als wenn er sagte: Was thut man nicht, um Frau und Kinder zu ernähren!

Sobald er abgetreten war, hielt der Superintendent noch eine sehr nachdrückliche Ermahnung an das ganze hochhehrwürdige Consistorium, in der er die große Gefahr vorstellte, in der sich die lutherische Kirche bei den vielen Neuerungen befände, einige Sprüche aus der Bibel anführte, am Ende auf den Tisch schlug und versicherte, daß nothwendig das hochhehrwürdige Consistorium an den Neulingen ein Exempel statuieren müsse. Denn es sage ja der Apostel Paulus ausdrücklich: ein Bischof solle nicht sein ein Neuling, sondern, der ob dem Worte halte.

Von einem künftigen verbesserten Schulunterricht hat ein aufgeklärter Prediger folgenden Traum (Bd. III., S. 278—284):

„Als ich einst von einer langen Kinderlehre ermüdet mich auf mein Lager warf und die großen Fehler überdachte, die der Unterricht und die Erziehung unserer armen Kinder haben, fiel ich in einen sanften Schlaf. Und siehe, da stand ein Mann vor mir,

der hatte einen leinenen Leibrock an, und seine Gestalt war fast schön. Ich erschrak ob dem Gesichte.

Er aber that seinen Mund auf und sprach: Warum ist deine Seele so betrübt und dein Gesicht so voll Unmuths?

Und ich antwortete und sprach zu ihm: Ach Herr! Herr! wie kann ich fröhlich sein! Siehe, die Kinder meines Volkes haben Gottes Weg verlassen und Wege gesucht, die nicht gut sind. Es ist gekommen Jesus in die Welt, als das wahrhaftige Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, aber mein Volk hat ihn verworfen. Es hat sich von ihm abgewendet und ist zurückgekehrt zum Moses und lehrt ihn in den Schulen und predigt ihn auf den Kanzeln. Es hat seine Ohren abgewandt von dem Worte Jesu, das köstlicher ist, denn viel tausend Stück Goldes und Silbers und sie gerichtet auf die Auslegungen der Schriftgelehrten, die nicht gut sind und weder Gerechtigkeit noch Frieden unsern Seelen zu verschaffen vermögen. Dazu wird der Name Gottes bei uns verlästert. Die Kinder, die Gott geschaffen hat und die uns Jesus zum Vorbilde stellte, werden in ein übles Gerücht gebracht, als wenn sie Kinder des Teufels wären und als wenn der heilige Vater, der aller seiner Werke sich erbarmet und die Raben und Nachtenten und Rohrdorneln in der Wüste gut gemacht hat, allein die Menschen böse gemacht hätte. Und ob schon das Bild Gottes in jedem Säuglinge uns anlacht, so schreit man doch, das sei das Bild des alten Drachen, der vom Himmel ausgeworfen ist. Und die Kinder meines Volks werden geschlagen und mit Ruthen gehauen und mein Volk muß Sünder sein. Darum wird des Übertretens immer mehr auf Erden und die Lasten, unter dem mein Volk krächzet, werden groß wie Berge Gottes. Ach, daß die Hilfe aus Zion über Israel käme, und der Herr sein Volk erlösete!

Und der Mann, der mit mir redete, erhob seine Stimme und sprach: Sei getroßt und fürchte dich nicht! Es ist noch um eine Zeit und zwei Zeiten und eine halbe Zeit, so wird die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen und das Kind des Unverstandes offenbar und verworfen werden.

Und ich hob meine Augen auf und sah und siehe, da war ein großes Volk, wie Sand am Meere, das hatte Asche gestreuet auf seine Häupter und seine Kleider zerrissen und Säcke um seine Lenden gegürtet. Und es erhob seine Stimme und weinte fast sehr und klagte laut und sprach: Ach Herr, du gerechter Gott, erbarme dich unser und sei deinen Knechten gnädig! denn unsere Sünden sind schwer

und unsere Missethat ist groß bis in den Himmel. Denn wir haben deinen heiligen Namen gelästert dadurch, daß wir die Säuglinge, aus deren Mund du dir ein Lob zubereitet hast, verschrien, ihnen ein böses Gerücht bei allen Menschenkindern gemacht haben, als wenn sie voll Haß gegen dich und voll Bosheit geboren würden. So sie doch dein Werk sind und das Bild deiner göttlichen Güte an sich tragen. Und nun, Herr! Herr! wir erkennen und bekennen es, daß wir thöricht gehandelt, und durch unsere eigene Gottlosigkeit und verkehrte Erziehung dein Werk verderbt haben. Wir schlagen an unsere Brüste und seufzen: Gott, sei uns armen Sündern gnädig! Und fortan wollen wir nicht die Schuld von den Sünden unserer Kinder ihnen, sondern uns selbst und unserm Unverstande beimessen. Auch wollen wir nicht mehr unseren Kindern bloß zurufen: seht auf uns! sondern wir wollen männiglich die Stimme deines Sohnes hören und umkehren und werden wie die Kinder.

Und ich hörte eine Stimme, wie einer starken Posaune, die rief und sprach: Kommt zu Hause, alle die ihr auf Erden wohnt und fern am Meere! Eure Missethat ist zwar fast groß und die Thränen unschuldiger Kinder, die eure Verkehrtheit ausgepreßt hat, sind durch die Wolken gedrunken! Weil ihr aber euch vor Gott demüthigt und das Bekenntnis abgelegt, daß ihr durch euren großen Unverstand die Kinder verderbt, auch versprochen habt, von nun an euch nach den Kindern zu bilden, darum wird euch auch der Herr gnädig sein und euch Kinder schenken, an denen ihr eure Lust sehen und die euch trösten werden in eurem Alter.

Und die Stimme redete weiter und sprach: So es euch ein Ernst ist und ihr von ganzem Herzen auf des Herrn Wege wandeln wollt, so thut von euch alles, wodurch zeither eure armen Kinder sind verwirrt und tückisch und böshast gemacht und zum Ungehorsam sind gereizt worden.

Bringt zu Hause alle Katechismen, die ihr zeither eure Kinder zu lernen zwingt und werft sie in das Feuer. Denn meine Kinder haben gefühlt, daß diese Bücher für sie unschicklich sind und ihr Herz hat sich dagegen empört und ist so des Ungehorsams und des Übertretens fast viel worden auf Erden. Und von nun an soll es geschehen, daß die Kinder der Christen nicht mehr sollen unterwiesen werden nach dem Gesetze, das Israhel empfing, da es aus dem Diensthause geführt wurde und noch den knechtischen Geist hatte, den es im Diensthause annahm, sondern nach der Anweisung Jesu, der einen kindlichen Geist seinem Volke mitgetheilt hat; auch sollen

die Kinder nicht mehr angeleitet werden zu betrachten die Werke der Schriftgelehrten, die Zank und Zwietracht, Kotten und Aufruhr gebären, sondern sie werden betrachten die Werke Gottes männiglich und sich drob freuen und preisen den allmächtigen, weisen und guten Herrn, der dies alles gemacht hat. Auch wird ihr Fürwitz nicht mehr gelenkt werden auf Dinge, die im Himmel sind, und die Niemand begreifen kann, als der vom Himmel kommen ist, sondern sie werden ihre Aufmerksamkeit richten auf das, was auf Erden ist.

Und die Stimme ertönte abermals und sprach: Bringt herbei alle Vocabelbücher aus allerlei Sprachen und Zungen, die eure Kinder auswendig zu lernen gezwungen wurden, und verbrennt sie mit Feuer. Denn dadurch ist die Liebe zur Weisheit, die ihnen der Schöpfer Himmels und der Erde einpflanzte, getödtet und Haß und Abscheu gegen alles Lernen beigebracht worden. Und von nun an wird man mehr lernen, was die Dinge sind, als wie sie genannt werden. Und gleichwie zu Adam alle Thiere geführt wurden, daß man sähe, wie er sie nannte, also werden den Kindlein auch erst die Sachen, hernach ihre Namen bekannt gemacht werden.

Und ich sah ein großes Getümmel über den ganzen Erdrkreis. Jedermann war willig von sich zu thun alle Bücher, die zeitther die Kindlein verwirrt hatten, und man brachte sie zu Hause, und es entstand daraus ein Gebirge, das sich erstreckte von Barthus bis an das Mittelländische Meer und dessen Spitze reichte bis an den Himmel. Und man zündete das Gebirge an und machte einen sehr großen Band, so daß Europa bedeckt wurde mit den Funken und der Asche von Katechismen und Vocabeln. Und alles Volk frohlockte und alle Kinder klopfen in die Hände und freuten sich und hüpften, da sie sahen alles, was da geschah.

Noch einmal erschallte die Stimme vom Himmel und sprach: Bringt zu Hause alle Stöcke und Ruthen, mit denen zeitther die unschuldigen Kinder gepeitscht und blutrünstig geschlagen wurden, daß ihrer nicht mehr gedacht werde. Denn gleichwie die Blumen des Feldes und die Vögel des Himmels und die Fische im Meer und alles Thier, das auf Erden krecht, wächst und gedeiht und fröhlich ist, ohne daß es geschlagen wird, also soll auch fortan der Mensch, der nach Gottes Bilde gemacht ist, wachsen, gedeihen und fröhlich sein, ohne durch Schläge dazu gezwungen zu werden. Und fortan soll es nicht mehr geduldet werden, daß die Kinder der Menschen, die zu Herren der Erde gemacht sind, geschlagen werden, wie im ägyptischen Diensthaufe, sondern sie sollen frei sein, und jeder wird in

seinem Kinde erkennen das Bild Gottes, der es gemacht hat und es hochschätzen und ehren.

Und einer aus dem Volke trat hervor und that seinen Mund auf, und sprach: Ach Herr! Herr! zürne nicht, daß ich rede und den Kummer meines Herzens vor dir ausschütte. Siehe, deine Knechte, die zeither in den Schulen arbeiteten, vermochten nicht den unschlachtigen Haufen zu zähmen, ob sie gleich mit Fäusten um sich schlugen und ihre Hände bewaffnet hatten mit Stöcken und Ruthen. Wo sollen wir denn bleiben, wenn unsere Waffen uns entrißen werden! Deine Knechte werden ausgezischt und gesteinigt und mit Erdenklößen geworfen werden. Darum wollest du mein Angesicht nicht beschäme, und deinen Knechten erlauben, förderhin sich gegen die Mißhandlungen der Jugend zu bewaffnen mit Stöcken und Ruthen. Und die Stimme antwortete ihm zorniglich und sprach: Siehe, du bist auch einer von denen, die die unschuldigen Kindlein verderbt haben, und deine Sprache verräth dich. Solltest du dich nicht schämen, einen unschlachtigen Haufen zu nennen die unschuldigen, die Gott gemacht hat? Siehe, du selbst und diejenigen, die deines Gleichen sind, sind es, die die Werke Gottes verderbt haben. Bessert an euch, so werden auch eure Kinder besser werden. Lernt euch regieren, so werdet ihr leicht auch die Kinder regieren. Laßt sie nicht handeln nach den Satzungen der Menschen, sondern nach den Weisungen ihres Schöpfers, die in ihr Herz geschrieben sind, so werden sie williglich folgen, und sie werden euch lieben und euch küssen und um euch tanzen, wenn ihr fortan aufhöret, sie zu peitschen und zu raufen und mit Fäusten zu schlagen.

Da ward das Herz alles Volks gewandelt, und alle Stöcke und Ruthen wurden zerbrochen und ins Feuer geworfen und verbrannten, und ihre Asche wurde vermischt mit der Asche der Katechismen und Vocabeln.

Und der ganze Erdkreis ward fröhlich und sang mit lauter Stimme: Frohlockt dem Herrn alle Völker und preiset ihn alle Geschlechter der Erde! Denn er hat erhört das Winseln der jammernden Unschuld und seine Ohren geneigt zu den Thränen der Kinder seines Volks; und hat zerbrochen das schwere Joch des Katechismus und von dem Nacken der Unmündigen genommen die Last der Vocabel. Den Stecken des Treibers hat er zerbrochen und ins Feuer geworfen die Ruthe des zornigen Mannes. Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hat er sich ein Lob zugerichtet, daß er vertilge den Feind und den Rachgierigen. Ihre Klagen hat er ver-

wandelt in einen Reihen und ihre Thränen in Loblieder. Das werde geschrieben auf die Nachkommen, und das Volk, das geschaffen soll werden, wird den Herrn loben.

Und ich wandte mich und sah und sieh, alle Lehrer bemühten sich, wegzustreichen alle Künzeln, die zeither ihr Angesicht unfreundlich und mürrisch gemacht hatten, und ihre Blicke wurden heiter, wie die Sonne in ihrem Aufgange. Und sie mischten sich in die Gesellschaften der Kinder und ließen mit ihnen nach dem Ziele, schlugen mit ihnen den Ballen und lehrten sie treiben den Kräusel. Des freuten sich die Kinder fast sehr und schlangen ihre Arme um ihre Hälse und herzten sie und küßten sie. Auch sah ich herbeiführen große Lastwagen voll Äpfel und Birnen und Nüsse, und Semmelmehl, um daraus zu backen allerlei köstliches und liebliches Backwerk, und Äpfel und Birnen und Nüsse wurden gegeben je zwei und zwei, denen, die am willigsten waren zu hören auf die Stimme ihres Lehrers, dazu auch allerlei köstliches und liebliches Backwerk. Und alle Kinder beeiferten sich zu hören die Stimme des Lehrers, und wegzuthun, was in seinen Augen mißfällig war.

Und ich sah die Lehrer mit ihren Schülern durchwandeln die Felder und erstiegen die Berge und besahen die Blumen des Feldes und Vögel des Himmels und die Fische im Wasser und alles Thier, das auf Erden krecht und alle Werke, die der Herr Herr gemacht hat. Und sie kehrten wieder zurück und freuten sich ob alles dessen, das sie gesehen und gehört hatten.

Und es ward abermal ein großes Getümmel über den ganzen Erdkreis. Die Menschenkinder durchschifften die Luft und wandelten auf dem Meere und fuhren bis in die untersten Örter der Erde. Und die ganze Gestalt der Erde veränderte sich. Durch die Sandwüsten ergossen sich Bäche und in Einöden, wo sonst die Feldteufel hausten, grüntten fruchtbare Bäume. Und alle Menschenkinder waren gesund und fröhlich wie die Hehe und wie die Hindin auf dem Felde.

Und ich antwortete und sprach: Herr, was ist das?

Und er antwortete und sprach zu mir: Das ist, was alsdann geschehen wird wenn die Kinder der Menschen nicht mehr zu Sklaven, sondern zu Menschen erzogen werden, und wenn sie nicht mehr gezwungen werden zu gehorchen dem Unverstande ihrer Triebe, sondern Freiheit haben zu handeln, nach dem, was in ihr Herz geschrieben ist, und ihre Aufmerksamkeit nicht so sehr richten auf die Bücher der Menschen, als auf das große Buch, das Gott vor ihnen allen aufgeschlagen hat.

Über Erziehung der Kinder in Waisenhäusern.

Die folgende Schilderung ist aus einem Briefe v. Carlsberg an den Obersten von Brav. Carlsberg schreibt (Bd. I, S. 333—351):

Gestern gieng ich auch in das Waisenhaus. Es lag auf einem freien Plage, war schön gebaut und über dem Eingange war das Bild des Erlösers, der seine Hände über eine Menge arme Leute und Kinder ausreckt und spricht: Was ihr gethan habt dem geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.

Ich las diese Worte und betrachtete dieses Bild mit großer Rührung. Der Trieb, den Erlöser in seinen armen Brüdern zu erquicken, ward stark, so daß ich meine Schritte verdoppelte, um in die Stube zu kommen, wo sich die Waisenväter versammelt hatten.

Mit mir gieng auch ein Bauer hinein, der einen kleinen, sehr verwachsenen Knaben bei sich hatte.

Gott grüße Sie, meine Herren! sagte er, da bring ich ihnen meinen Pathen wieder. Haben Sie ihn zum Krüppel gemacht, so mögen Sie ihn auch ernähren.

Der Oberste unter den Waisenvätern ließ ihn hart an, und sagte: Ist das der Dank, daß wir eurem Pathen so lange Brot gegeben haben?

B. Den Bissen Brot, den er bei Ihnen gefunden hat, den hätte er allemal auch haben können, wenn er vor den Thüren herumgegangen wäre.

Wv. Also seid ihr doch gleichwohl ein so gewissenloser Mann, der kein Bedenken trägt, seinen Pathen betteln zu lassen?

B. Ist er denn was anderes als ein Bettler? Nur mit dem Unterschiede, daß er jetzt ein gesunder, großer, gerader Bettler wäre, wenn er das Waisenhaus nicht gesehen hätte; nun aber ein kleiner, gräßlicher, verwachsener Bettler ist.

Wv. Bringt ihr denn das in keinen Anschlag, daß euer Pathe zur Arbeit gewöhnt worden ist und nun dem Publicum mit seiner Arbeit nützen kann?

B. Du lieber Herr Jesus! schwagen Sie doch nicht von ihrer Arbeit? was kann er denn für Arbeit? spinnen und krepeln, das ist's alles. Ist das auch eine Arbeit für eine Mannsperson? kann er damit wohl Salz und Brot verdienen? Sonst ist er ja zu nichts zu gebrauchen. Er stellt sich zu allem so dumm an, wie wenn er ein Brett vor dem Kopfe hätte. Da schickte ich ihn das Frühjahr hinaus, daß er mir Gras aus dem Weizen für meine Kuh

suchen sollte, hatte mir der Dummkopf nicht den Weizen ausgerauft? Gebe ich ihm die Hacke in die Hände, so hat er kein Mark in den Knochen und läßt sie fallen, wenn er ein paar Hiebe gethan hat; gebe ich ihm die Sichel, so weiß er nicht, wie er sie angreifen soll, und haut sich in die Beine; stelle ich ihn hinter den Pflug, so laufen die Pferde mit ihm davon. Ich brachte ihn zu einem Tuchmacher, da konnte der Knirps mit den Füßen nicht herunter auf den Tritt reichen; ich that ihn zu einem Schneider, der schickte ihn mir in vier Wochen zurück, weil alle Gesellen die Krätze von ihm gekriegt hatten. Ich wollte ihn an einen Werber verkaufen, der Soldaten nach Amerika suchte und der sonst so ekel eben nicht ist, und alle Bucklichte und Lahme annimmt, aber meiner Seele! auch der wollte ihn nicht. Nehmen Sie ihn also, ich verlange und begehre ihn nicht.

Wv. So behaltet ihn doch nur, mit der Zeit wird es sich ja geben.

B. Das schwagen Sie doch einem Narren vor und mir nicht! Der Stelzfuß sollte gerade, die hohe Schulter gleich werden? der Knirps sollte in seinem Leben groß werden?

Wv. Warum denn nicht, wenn er erst mehr Bewegung bekommt.

B. Je, wissen Sie denn, wie alt er ist?

Wv. Doch wohl erst vierzehn Jahr.

B. Sachte doch! am Michaelstage ist er 18 Jahr gewesen. Wenn ich bedenke, was ich in den Jahren für ein Kerl war! Ich will nicht ehrlich sein, wenn mir dazumal nicht die Soldaten schon nachstellten.

Wv. Nu, was hilfts! Einmal ist nun doch nicht zu ändern; es ist doch immer besser, ein ordentlich erzogener Krüppel, als ein gesunder Bettler.

B. Nu, nu, darüber ließe sich noch disputieren. Von seiner ordentlichen Erziehung schweigen Sie aber nur stille. Ich habe mein Lebtag keinen unordentlicheren und unreinlicheren Menschen gesehen. Er wäscht sich nicht, er kämmt sich nicht, er macht sich keinen Schuh rein, und wenn meine Frau ihn nicht mit Zanken und Beißen dahin brächte, daß er des Sonntags ein weiß Hemde anzöge, ich glaube, er ließe es am Leibe verfaulen.

Wv. Wenn erst der Verstand kommt —

B. Und wann soll er denn kommen? gewiß, wenn er fünfzig Jahr ist?

Wv. Beruhiget euch vorihro, mein Freund! und bedenkt, daß er doch manches im Waisenhanse gelernt hat, was er nicht wissen würde, wenn er sich auf das Betteln gelegt hätte.

B. Und was denn? wenn er sein Lebtag im Lande herum gestrichen wäre, so wüßte er doch wenigstens, was der Vollmond und das erste und letzte Viertel, was Roggen oder Weizen, Gerste oder Hafer wäre — er weiß ja aber auf der Gottes Erdenwelt von nichts etwas, als vom Wolkrade und von der Krempel.¹⁾ Thüren wollte ich mit ihm aufstoßen, so dumm ist er. Wie wills aber anders kommen; sein Tage hat er nichts gesehen, als das Wollenrad und die Krempel. Tausend, was ich schon wußte, da ich in des Jungen Jahren war! Ich konnte die Pferde anschirren, wie die Döckchen, ich konnte es den Pferden an den Zähnen ansehen, wie alt sie waren, ich wußte, wann man Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Bohnen, Erbsen bestellte, ich war schon zweimal mit auf der Vorspann gewesen bis nach Rosßbach, mein Name ist ein Schelm, wenn es nicht wahr ist, ich habe einen ganzen Wagen voll blessierter Franzosen zehn Meilen Wegs geführt. Möchte doch einmal sehen, wie sich der Junge anstellen würde, wenn er blessierte Franzosen fahren sollte. Herr Semine! das möchte ich doch sehen!

Lieber Freund! sieng der Geistliche an, der Weisiger dieses Collegiums war, Christum lieb haben, ist besser, denn alles wissen. Euer Pathe hat bei uns Unterricht in der allein seligmachenden Religion genossen, und das allein ist wert, daß er gegen uns dankbar ist. Und wenn auch der Leib verdürbe, wenn auch die Seele unwissend wäre, wenn sie nur genossen hat die süße — die lautere Milch — nach der wir sollen begierig sein, wie die neugeborenen Kindlein! sind Worte des heiligen Apostels Petrus: wenn auch der Leib verdürbe — wenn auch die Seele nichts wüßte — gar nichts wüßte — wenn sie nur gekostet hat die vernünftige — die lautere Milch, so befindet sie sich wohl. Sieh, mein lieber Freund, ein junges Kindlein an — wie begierig es nach der Mutter Brust ist! es will nichts, es verlangt nichts, wenn es nur der Mutter Brust haben kann. So sollen wir denn auch sein, wie die jungen neugeborenen Kindlein.

B. Ihro Ehrwürden! ich habe Sie nicht verstanden.

Pf. Auch nicht gut! das solltet ihr lange wissen. Ich meine, euer Pathe hat bei uns Unterricht in der Religion genossen, nach der wir alle begierig sein sollen.

B. Aha! nun verstehe ich Sie erst. Aber nehmen Sie einem einfältigen Bauer nichts für übel! Meinen einfältigen Gedanken nach,

¹⁾ Krempel, besser Krämpel = Wollkamm.

besteht die Religion darin, daß man fleißig arbeitet, ehrlich ist gegen alle Leute, niemandem etwas zu Leide thut, und allen hilft, wo man helfen kann. Habe ich recht, oder habe ich unrecht?

Wf. Ist so etwas. Das Hauptwerk in der Religion bleibt aber immer, daß wir Gott und Jesum Christum erkennen.

B. Das allein möchte es aber doch wohl nicht ausmachen. Ich habe daheim eine Bibel, da steht drin: es werden nicht alle, die zu mir sagen, Herr! Herr! in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Nun will doch, meinen einfältigen Gedanken nach, der himmlische Vater, daß wir arbeiten und recht thun sollen. Meinen Sie nicht auch so?

Wf. Ganz recht!

B. Und da seh ich nun gar nicht, wie ich glauben kann, daß der Junge Religion hat. Einen fauleren Menschen habe ich Zeit meines Lebens nicht gesehen. Des Morgens kann ihn kein Mensch aus dem Bette bringen, es thäte nöthig, ich weckte ihn allemal mit der Karbatsche. Stehlen thut er, wie ein Rabe, alle Eier sucht er auf und sauft sie aus, wie ein Nag. Den Rahm frisst er von der Milch weg. Und wenn man ihm ein paar Wörtchen deswegen sagt, da heult er vier bis sechs Stunden und thut mir und meiner Frau heimlich allen Verdruß an, den er nur kann und weiß. Da hatte meine Frau lehthin eine Glucke gesetzt, die vierzehn Küchlein ausbrachte, charmante Küchlein, das Herz im Leibe lachte, wann man sie auf dem Hofe laufen sah. Was thut der Galgenstrick? geht er nicht hin und dreht Fünfen davon die Köpfe um? und das nur deswegen, weil ihn meine Frau wegen seiner Säuererei eine Reprimande¹⁾ gegeben hatte. Das ist Ihre Waisenhauszucht, meine hochgeehrtesten Herren! nehmen Sie mir nichts vor übel. Da ist der Junge, Sie können damit machen, was Sie wollen.

Wv. Aber warum schreibt ihr uns denn alle die Untugenden dieses Menschen zu? Ihr seht doch, daß wir so viel Mühe und Arbeit und Schreiben und Rechnen für das Waisenhaus haben. Wir thun ja alles, was wir können, um die Kinder gut erziehen zu lassen.

B. Kroms, kennst du einen von den Herren?

Kr. Ich habe noch keinen davon gesehen.

B. Da hören Sie es ja. Da sitzen Sie da oben in Ihrer Stube, rechnen, was einkömmt und was ausgegeben wird, und sammeln

¹⁾ Berweis, Tadel.

Capitale — aber um die Kinder bekümmert sich kein Mensch nicht. Haben Sie denn die Courage mit herunter ins Waisenhaus zu kommen? Ja ich dachte es wohl, da runzeln Sie alle die Stirnen.

Wv. Das können wir wohl. Ihr werdet sehen, daß alles in der besten Ordnung ist.

Die ganze Versammlung gieng nach der Stube zu, in welcher sich gegen siebzig Waisen befanden. Ach, bester Herr Better, nie habe ich ein so anschauliches Gemälde vom menschlichem Elende gehabt, als in dieser Stube. Ein ganzes Herdchen Kinder, deren Verforger im Grabe müderten, die hier sollten versorgt sein und doch so schlecht versorgt waren! Alle sahen sie bleich aus, wie die Leichen, hatten matte, viele triefende Augen, kein Zug von Munterkeit war an ihnen sichtbar, einige hatten verwachsene Füße, andere verwachsene Hände, und alle starren von Krätze, die alles Mark auszusaugen schien. Die Stube war schwarz vom Öldampfe, und an den Wänden flossen die Ausdünstungen herab, die diese Elenden von sich gaben. Sie waren auf ihre Arbeit so erpicht, daß unsere Gegenwart sie gar nicht störte. Und alle ihre Arbeit war Spinnen. Einige, besonders die Kleineren, iponnen sitzend, die anderen stehend. Mein Herz hätte über den Anblick springen mögen, wie ich sah, daß so viele Keime, die der Schöpfer gepflanzt, zerknirscht und diese Elenden in so schreckliche Lagen versetzt wurden, daß sie am Geist und Leibe gebrechlich und klein werden mußten. Unterdessen, daß andere Kinder springen, scherzen und lachen, und in der Natur einen Schatz von Kenntnissen sich sammeln, sind diese Elenden an das Rad gefesselt, und der einzige Gegenstand ihrer Betrachtung ist die Spindel.

Jetzt schlug es elf, der Informator gab das Zeichen zum Gebet. Sogleich standen sie alle auf und sangen ein Lied, davon ich folgende Strophe behalten habe:

Du schöne Tochter Babylon,
Zerbrochen und zerstört!
Wohl dem, der dir wird geben den Lohn,
Und der das wiederkehret,
Dein Übermuth und Schalkheit groß,
Und mißt dir auch mit solchem Maß,
Wie du uns hast gemessen.
Wohl dem, der deine Kinder klein,
Ergreift und schlägt sie an einen Stein,
Damit dein werd vergessen!¹⁾

¹⁾ Die letzte Strophe des Liedes: „An Wasserflüssen Babylon“ von Wolfg. Dachstein (aus dem 16. Jahrhundert).

Hierauf wurden die zehn Gebote von einem Kinde hergesagt, die den Juden ehemals sind gegeben worden.

Ich wußte wirklich nicht, ob ich träumte oder wachte, so gar räthselhaft war mir dies Gebet. Endlich kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht mit dem eigentlichen Waisenhause eine Erziehungsanstalt für junge Juden, deren es in Grünau viele gibt, verknüpft sein möchte. Und ich freute mich, daß die Waisenväter so tolerant waren, dieser bedrückten Nation zu erlauben, den Allvater nach ihrer Weise zu verehren.

Ich eröffnete meine Gedanken dem Geistlichen und fragte: Dies ist wohl eine Anstalt für junge Juden?

Er sah mich grimmiglich an, und sprach: Was sollen diese Spötereien, mein Herr! Was — was wollen Sie damit sagen? wie verstehen Sie das?

J. Ich glaubte, weil Sie jüdische Lieder und jüdische Sittenlehre hier hätten, so würden hier auch Juden erzogen.

Pf. Was — was — was wollen Sie mit Ihrer jüdischen Sittenlehre und jüdischen Liedern sagen? steht ja in unserm Gesangbuche und in unserm Katechismus!

J. Also sind es wirklich Christenkinder?

Pf. Versteht sich! lauter Christenkinder; wir werden ja die Perlen nicht für die Säue werfen.

J. Nun ein unschuldiges Judenkind möcht ich doch nicht zu den Säuen zählen. Dies hat mich Christus nicht gelehrt.

Pf. Ja ja, die Neueren, die Neueren wollen alles gern selig wissen —

J. Lassen Sie uns, lieber Herr Pfarrer, von dem, der aller Vater und Heiland und Richter ist, bestimmen, wer der Seligkeit fähig oder unfähig sei. Aber das sagen Sie mir nur, wie Sie Christen können singen lassen von der schänden Tochter Babylon?

Pf. Ei! ist geistlicher Weise zu verstehen.

J. Und was ist denn die Tochter Babylon geistlicher Weise?

Pf. Ist das Reich des Antichrists.

J. Und was ist denn der Antichrist?

Pf. Ist noch nicht ausgemacht.

J. Also lassen Sie die Kinder Sachen singen, die sie gar nicht verstehen. Und um des Himmels Willen! wie können Sie denn singen lassen: wohl dem, der deine Kinder klein, nimmt und zerschlägt sie an ein'n Stein; von Kindern, die Jesum verehren, der uns lehrte: liebt eure Feinde, segnet, die euch fluchen. Kein ver-

nünftiger Jude singt das mehr. Nur der Cherokefe, der seiner Feinde Kinder gegen die Steine schlägt, nur dieser ist fähig, so etwas zu singen.

Pf. Aber es steht ja in der Bibel! Sind Sie auch ein Bibelverächter?

J. O lieber Herr Pfarrer, gar nicht. Ich schätze sie hoch. Aber es steht in demjenigen Theile der Bibel, der für die Menschheit geschrieben ist, da sie noch im Stande der Kindheit war. Seitdem Jesus die Menschen gelehrt hat: liebet eure Feinde, sind alle Verwünschungen der Feinde so gut abgeschafft, als die Opfer und der Sühnbock. Und nehmen Sie es mir nicht übel, von einer christlichen Gemeinde singen hören: wohl dem, der deine Kinder klein, nimmt und zerschlägt sie an ein'n Stein; das kommt mir eben so sonderbar vor, als wenn Sie auf ihrem Altare ein Brandopfer anzünden wollten. Und wozu die zehn Gebote für christliche Kinder?

Pf. Ich erstaune, mein Herr! Wissen Sie denn nicht, daß Gott die zehn Gebote gemacht hat?

J. So, wie er die Brandopfer verordnet hat.

Pf. Die sind ja aber abgeschafft, seitdem Jesus das vollgiltige Opfer dargebracht hat.

J. Und Moses Gesetz auch. Denn sagen Sie mir doch, was verstehen Sie denn unter den Feiertag, den wir heiligen sollen?

Pf. Sie werden ja das wissen — den, den — Sonntag.

J. So. Also hat Moses den Juden den Sonntag zu feiern geboten?

Pf. Das eben nicht. Aber wir Christen sind ja an den Sonntag gebunden. Wissen Sie etwa auch nicht, daß Christus am Sonntage auferstanden ist?

J. Sehr wohl. Aber steht denn das in den zehn Geboten?

Pf. Man kann aber doch alles beiläufig dabei jagen.

J. Und ist denn sonst keine Art der Unkeuschheit verboten, als das Ehebrechen?

Pf. Verstekt sich.

J. Aber das Gebot Moses redet ja nur vom Ehebrechen?

Pf. Wissen Sie denn aber nicht, daß unter den Ehebruch alle Arten von Unkeuschheit verstanden werden, die man in und außer dem Ehestande begeht?

J. Das ist nicht wahr, Herr Pfarrer. Ehebrechen heißt eines andern Frau beschlafen. Dies und sonst nichts, ist hier verboten.

Pf. Gott! was höre ich! also glauben Sie, daß es erlaubt sei, Hurerei und stumme Sünden zu treiben?

J. Nein! aber es ist hier nicht verboten. Warum brauchen Sie die Gebote Moses und nicht die herrliche Lehre Jesu?

Pf. Die kann ja beiläufig auch gesagt werden.

J. So. Also Moses Lehre ist das Hauptwerk, Jesu Lehre wird beiläufig vorgetragen — und das soll doch eine christliche Erziehungsanstalt sein?

Bei diesen Worten wendete ich mich weg, weil ich voraus sah, daß der aufgebrachte Geistliche mich wenigstens zum Atheisten machen würde. Mein Blick gieng wieder auf die armen Kinder, von denen ich erwartete, daß sie sogleich auf den Spielplatz laufen würden, die aber, zu meiner großen Verwunderung, alle wieder hinter die Spinnräder rückten. Ich bezeigte hierüber meine Verwunderung gegen den Wollenkämmer, der ihr unmittelbarer Aufseher war. Ja, sagte er: sie wollen gern ihr Tagewerk fertig bringen. Da vergessen sie eher Essen und Trinken, ehe sie vor geendigtem Tagewerk weggingen.

J. Wird viel von ihnen gefordert?

W. (lächelnd) Ja! ich liefere noch einmal so viel Garn als sonst. Die Herren Waisenväter sind aber auch recht wohl mit mir zufrieden.

J. Nun, das ist wirklich viel. Ich habe noch niemals Kinder gesehen, die in diesen Jahren schon einen solchen Fleiß bewiesen hätten. Er muß ganz besondere Vortheile haben, eine solche Menge Kinder zu einem so erstaunlichen Fleiße zu bringen.

W. (lächelnd) Die habe ich auch. Wollen Sie sie sehen?

J. Ich bin sehr begierig darauf.

Da öffnete er die Thür zu einem Zimmer, in welchem ich einen Auftritt sah, vor dem die Menschheit zurückschaudert und den ich gewiß nicht glauben würde, wenn ich ihn nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Fünf Kinder waren hier auf die Folter gespannt. Dreien waren die Arme ausgedehnt und die Hände an eine Stange gebunden, so daß sie in einer Stellung waren, die mit der Stellung des Gekreuzigten eine große Ähnlichkeit hat und zwei Knaben lagen auf der Erde, so daß der vordere Theil des Körpers durch die bloßen Ellenbogen, der Kopf durch die Hände und der hintere Theil des Körpers durch die entblößten Knie unterstützt wurde. Auf den entblößten Rücken war ein schweres Stück Holz gelegt.

Ich fragte erschrocken, was diese Kinder verbrochen hätten und erfuhr, daß ihr ganzes Verbrechen darin bestünde, daß sie ihr

bestimmtes Gewicht an Wolle und Baumwolle nicht aufgesponnen hätten. In der Angst rief ich die Waisenväter herbei und fragte, ob sie schon wüßten, was für himmelschreiende Grausamkeiten in ihrem Waisenhanse getrieben würden? Selbst diese erschrafen, versicherten, daß sie von dieser barbarischen Behandlung nichts gewußt hätten, gaben dem Wollenkämmer einen Verweis und befahlen, die Kinder frei zu machen. Diese standen sinnlos da und gieugen so mankend wie ein Mißethäter, der von der Folterbank ist abgespannt worden. Der Wollenkämmer entschuldigte sich und sagte: Ich kann Ihnen ja immer nicht Garn genug liefern. Wenn ich es nicht so mit den Kindern machen soll, so werde ich sie nimmermehr dahin bringen, daß sie so viel liefern, als Sie verlangen. Der Bauer sagte zornig: Da sehen Sie ja, meine Herren, wie es im Waisenhanse zugeht. Sie haben mir ja nicht glauben wollen. Müßten auf die Art die Kinder nicht Knirpse und Krüppel werden? Können Sie wohl von mir verlangen, daß ich dafür danken soll, daß Sie meinen Pathen, der gesund und gerade zu Ihnen gekommen ist, verdorben, schlechterdings verdorben, zum Knirpse, zum Krüppel, zum Bettler gemacht haben? Nun können Sie ihn auch ernähren. Behüte Sie Gott!

So gieng er fort und ich auch, nachdem ich erst einen Blick voll Unwillen und Verachtung auf die ganze Versammlung geworfen hatte.

Später besuchte Carl von Carlsberg in Gemeinschaft mit einem seiner Freunde ein anderes Waisenhaus. Er erzählt darüber wie folgt (Vd. III S. 348—353):

Der Waisenhausinspector empfing uns sehr liebevoll und führte uns in einen großen Saal, in welchem sich eine ziemlich vollständige Sammlung von den Producten der Natur befand. Ich sah da einen ziemlichen Vorrath von Mineralien, Steinen, Petrefacten, ein vorzügliches herbarium vivum, eine schöne Insecten-, Muschel- und Schneckenammlung, eine Menge sauber ausgestopfte Vögel, aufgeleimte Fische, Schlangen, Amphibien und Würmer in Spiritus, von den vierfüßigen Thieren die schönsten Abbildungen in Kupferstichen.

Bei dem Weggehen erblickte ich an der Thür eine Büchse befestigt mit der Überschrift: zum Besten des Waisenhanfes! Ohne mich zu bedenken, steckte ich einen Ducaten hinein, drückte dem Inspector die Hand und sagte: Dank sei Ihnen für die Freude, die Sie mir gemacht haben. Sie haben mir nicht nur Gelegenheit ge-

geben, einen großen Theil der Werke Gottes zu übersehen, sondern Sie haben mir auch ein sehr schädliches Vorurtheil benommen.

Insp. Und welches denn?

J. Das Vorurtheil, das ich gegen die Waisenhäuser hatte. Denken Sie nur, ich habe zeither einen wahren Abscheu gegen alle Waisenhäuser gehabt und habe sie als Gefängnisse angesehen, wo die Menschen von Gott, der Natur und der menschlichen Gesellschaft abgezogen und krank, dumm und böshaft gemacht würden. Nun sehe ich aber das Gegentheil. Ein Naturaliencabinet bei einem Waisenhause! Welch herrlicher Gedanke! Was da die Kinder für eine Menge praktischer Kenntnisse sich erwerben, wie sie hier ihren Verstand, ihre Unterscheidungskraft üben, was für würdige Vorstellungen von dem Allvater sie bekommen können! Von der Stunde an will ich auch meine Meinung von den Waisenhäusern ändern.

Insp. Ja, ja, man thut halt an den elenden Kindern, was man thun kann.

J. Werden diese armen Kinder oft in das Naturaliencabinet geführt?

Insp. Wer? die Waisenkinder? es ist noch keines mit einem Fuße hereingekommen. Da würde das Cabinet lange bestehen, wenn man solche rohe Leute einlassen wollte.

J. Vermuthlich tragen Sie also die Stücke einzeln in ihre Stube und erklären sie ihnen?

Insp. Ei, wo denken Sie denn hin? Was hilft der Ruh Musikanten, sie frißt wohl Haferstroh. Wir wollen ja keine Gelehrten aus den Kindern ziehen. Bauern, Tagelöhner, Dienstboten, höchstens Weber und Schuhmacher sollen sie werden. Und was nützt denn solchen die Naturgeschichte? Wenn diese ihre sechs Hauptstücke lernen und lernen ihren Faden ziehen, so ist es ja gut.

J. Aber, bester Mann, wenn Sie nun ein Kind von vorzüglichen Talenten hätten, wollten Sie das auch zur Handarbeit verdammen?

Insp. Ei, das versteht sich! Da müßte das Waisenhaus viel Geld haben, wenn es da jedem zur Excolierung seiner Talente Unterstützung geben sollte. Nein, daraus wird nichts! Ist es denn nicht Barmherzigkeit genug, das man diesen elenden Kindern das Leben erhält?

J. Ich denke aber, es sei nicht genug, daß man lebt, man muß auch glücklich leben. Und glauben Sie, daß ein Mensch glücklich sein kann, der in sich Kraft zu großen Unternehmungen fühlt,

und zum Leisten oder Spaten verdammt ist? So wenig als ein Zeisig, der beständig von Flugkraft gereizt wird und an ein Kettchen geschlossen, in einen ipannnelangen Käfig gesperrt, gezwungen ist, Wasser zu ziehen.

Insp. Schaffen Sie nur Capitale bei, so wollen wir es ja gerne thun.

J. Capitale? Ziehen Sie doch gute und glückliche Menschen, so haben Sie ja Capitale genug. Und wenn die Hälfte davon undankbar wäre, so ist doch gewiß die Hälfte dankbar. Barmherziger Gott, wenn ich nur zehn Menschen hätte, die ihr Glück von mir bekommen hätten und dankbar wären! Ich wollte damit mehr als mit einer halben Tonne Goldes ausrichten.

Insp. Ja, ja, es ist ja halt so.

J. Und gesetzt, daß nun alle Waisenkinder zur Handarbeit verdammt sein sollten, gehören denn die Werke Gottes allein dem Gelehrten, nicht auch dem Bauer und Handwerksmann zu? Hat Gott nicht seine Werke für alle zur Belehrung gemacht, die fünf Sinne und Verstand haben?

Insp. Man darf den Pöbel nicht zu klug machen, mein lieber Herr, sonst will er nicht mehr gehorchen.

J. Und wenn Sie also diesen jesuitischen Grundsatz haben, warum legen Sie denn bei dem Waisenhause ein Naturaliencabinet an?

Insp. Es ist bloß geschehen, um dem Waisenhause mehr Revenuen zu verschaffen.

J. So, so. Leben Sie wohl, und verzeihen Sie mir, daß ich mich in Ihrer Person geirrt habe. Meine vorige Meinung von den Waisenhäusern ist mir nicht benommen, sondern ich bin darin bestärkt worden.

Über Erziehung in Pensionaten.

Der Oberst v. Brav hat seinen Sohn dem berühmten Doctor Californius zur Erziehung übergeben. Ruiniert an Leib und Seele, kommt der Sohn aus der Pension zurück. Es entspinnt sich nun zwischen dem Vater und dem Doctor folgender Briefwechsel:

Der Oberst v. Brav an den Rector Californius.
(Bd. I, S. 141 u. 142.)

Grünau, den 7. Juli.

Mein Herr Rector!

Ich hatte schon einen Brief entworfen, den ich Ihnen schreiben und Ihnen damit meinen herzlichsten Dank für die gute Unterweisung

und Erziehung, die Sie meinem Ferdinand gegeben hätten, abstaten wollte. Meine Dankbegierde ist aber ziemlich erloschen, seitdem ich Ferdinanden gesehen habe, und ich muß sehr an mich halten, daß ich nicht in Verwünschung gegen Sie ausbreche.

Bedenken Sie nur, ich habe Ihnen meinen Sohn als einem Vater übergeben und habe Sie sowohl mündlich als schriftlich gebeten, für ihn wie für Ihren eigenen Sohn zu sorgen. Sie haben es mir theuer versichert. Hätte er aber irgendwo, als bei Ihnen, schlechter versorgt sein können? Die Selbstschwächung hat er bei Ihnen gelernt, seine leibliche und geistige Gesundheit hat er bei Ihnen verloren. O Mann! Mann! wie wollen Sie dies vor dem Richter aller Welt verantworten!

Doch ich will Sie mit keinen Vorwürfen kränken, weil diese doch nunmehr zu spät sind. Dies muß ich Ihnen aber sagen, daß Ihre ganze Schule mit diesem Laster angesteckt ist, daß noch viele Eltern und viele Jünglinge über Sie seufzen werden.

Thun Sie Ihr Möglichstes, um diese Seufzer durch gänzliche Reformation Ihrer Schule von sich abzuwenden. Ich bin u.

v. Brav.

Der Rector Californius an den Oberst v. Brav.
(Bd. I, S. 157—159.)

Tropfenheim, den 18. Juli.

Hochwohlgeborener Herr!

Hochzuverehrender Herr Oberster!

Aus Ew. Hochwohlgeboren Geehrtem vom 7. huj. habe ich ersehen, daß Dieselben mit Ferdinanden unzufrieden sind. Ich, als ein alter Schulmann, bin dergleichen Vorwürfe schon gewohnt, nur befremdet es mich, daß Sie mir Ferdinands wegen gemacht werden. Wollten Ew. Hochwohlgeboren die Gnade haben und denselben durch einen gelehrten, sachverständigen Mann examinieren lassen, so würden dieselben finden, daß er gute Studia von unserer Schule gebracht habe, aus welcher schon viele brave Männer gekommen sind, die jetzt in öffentlichen Ehrenämtern stehen. Er hat seine Specimina immer gut ausgearbeitet, hat in prima Ciceronis Orationes, Horatium, Virgilium und einen großen Theil Ovidii, im Griechischen Homeri Odysseam gelesen, und ist in der hebräischen Bibel bis auf die Propheten gekommen. Seinen Seelenzustand betreffend, so zweifelte ich gar nicht, daß er in der Gnade stehe. Er hat nicht nur bei dem öffent-

lichen Gottesdienste sich allzeit christlich und anständig betragen, sondern auch an den Gewissensübungen, die wir nach dem sonntäglichen zweimaligen Gottesdienst anzustellen pflegen, mit sichtbarer Nührung theilgenommen, auch niemals Neigung zu weltlichen Lustbarkeiten bezeigt.

Was aber den Punkt der Onanie anbetrifft, so rechne ich sie unter die Schwachheiten, von denen wir, so lange wir im Leibe wallen, nie ganz frei sind. Sie ist ein Übel, das aus unsern Gymnasien, ohne öffentliches Ärgernis zu geben, nicht wohl weggeschafft werden kann. Es wird auch dadurch viel Unglück verhindert, indem doch junge Leute dadurch größtentheils von dem so gefährlichen Umgange mit dem weiblichen Geschlechte abgehalten werden, der nur Weltliebe, Zerstreuung und Abneigung vom Lesen der Alten hervorbringt. Sollte Ferdinand einmal ehelich werden, so wird es sich schon von selbst geben. Gott leite ihn ferner durch seinen guten Geist. Ich verbleibe allstets

Californius.

Der Oberst v. Brav an den Rector Californius.
(Bd. I, S. 159—164.)

Grünau, den 19. Juli.

Mein Herr Rector!

Ich glaube nicht, daß ich nöthig habe, meinen Sohn durch irgend jemand anders, als durch mich selbst prüfen zu lassen, um mich zu überzeugen, daß er von Ihnen sehr schlecht sei unterrichtet worden. Denn ob ich gleich kein sprachverständiger Mann bin, so glaube ich mich doch einen Sachverständigen nennen zu können. Ich weiß zwar wenig von Achilles und Hektor, Pallas und Danae zu erzählen, aber ich habe mich mein Vebelang bemüht, gesunden Menschenverstand zu erhalten, der in meinen Augen mit tausendmal mehr, als alle Wortkrämerei und Buchgelehrsamkeit wert ist.

Dieser gesunde Menschenverstand sagt mir, daß es dumm und albern ist, eines jungen Menschen Aufmerksamkeit von sich und den Dingen, die um ihn sind, abzuziehen und sie durch allerhand Kunststücken auf das alte Rom, Troja und Griechenland, und auf syntaktische Regeln zu lenken, daß man ihn eher mit der Kriegskunst, Rede- und Dichtkunst der Alten bekannt macht, ehe er die Kunst versteht, seinen Wagen, Blut und Nerven gesund zu erhalten, sein Herz vor Niederträchtigkeit und sein Gewissen vor peinigender Neue

zu bewahren. Daher kommt es denn, daß ihr Buchgelehrten immer die Unglücklichsten seid, daß euer Körper der elendeste und schwächlichste ist, daß eure Haushaltungen höchst unordentlich, eure Ehen mißvergnügt, eure Kinder schlecht erzogen sind, daß ihr von den gemeinsten Vorfällen des menschlichen Lebens ganz schieß urtheilt und öffentliche Ämter schlecht verwaltet. Denn immer habt ihr eure Ideale im Kopfe, die ihr aus Büchern geschöpft habt und sucht sie auf vaterländischen Boden zu pflanzen, da sie bald eben so eine elende Figur machen, als der Kaffeebaum, wenn er in die nordwestlichen Eichenwälder verpflanzt würde — was mir dabei das Kergerlichste ist, das ist euer unerträglicher Hochmuth, mit dem ihr auf andere herabsiehet, die die gegenwärtige Welt mehr als die alte kennen, und sich mehr auf Sachen als auf Worte verstehen. Sie denken z. B. Wunder wer Sie sind, daß Sie die Selbstschwächung auf lateinisch und griechisch zu nennen wissen, und mir vielleicht eine Menge Stellen aus Horatio, Ovidio, Cicerone und Homeri Odyssea anführen können, die davon handeln; ich kenne aber ihre Natur. Ich weiß, daß sie ein verfluchtes Laster ist, das den Menschen unter das Thier erniedrigt, ihn dumm, weibisch und zum Ehestande untüchtig macht. Daß der Selbstschwächer seiner Nachkommenschaft Mörder ist, das weiß ich, Herr! Und wessen Wissenschaft ist nun wohl mehr wert?

Ach wenn ich doch meinen Grundsätzen treu geblieben wäre, und den Aussprüchen meines gesunden Menschenverstandes mehr, als dem Geschwätze des Doctor Markolphs getraut hätte, der mir den Unterricht in *humanioribus* so sehr anpries. So hätte zwar mein Sohn Horatium und Ovidium nicht gelesen, aber er wäre gewiß noch gesund an Leib und Seele. Er könnte zwar Homeri Odysseam nicht exponieren, aber er könnte doch Kinder zeugen, deren sich der Großvater nicht schämen dürfte.

Daß die Alten schön und stark geschrieben haben, weiß ich, ob ich schon seit vielen Jahren Ovidium, Horatium und Virgilium nicht gelesen habe, und daß das, was die meisten unserer Neuen schreiben, dagegen wahre Schmiererei ist, weiß ich auch. Aber die Alten waren auch der Natur vertraute Freunde, hatten selbst das Roß wiehern gehört, und seine sträubenden Mähnen gesehen, waren selbst Augenzeugen gewesen von den Wellen des Oceans, der Unschuld des Schäferlebens und hatten zugehört, wie der Bauer seine vaterländischen Furchen pflügte. Deswegen schreiben sie so schön und stark.

Ihr Herren hingegen versteht gemeinlich von dem allen nichts, ihr zittert, wenn ein Roß wiehert, habt nie das Meer gesehen, noch

den Menschen in seinen mannigfaltigen Verhältnissen beobachtet, grabt euch unter die Alten ein und schmiert eure Bücher in euren Studierlöchern, bei einer Schale Kaffee und einer Pfeife Tabak. Was kann da Kluges herauskommen?

Das Buch der Natur ist das Buch, das Gott selber geschrieben hat, gegen das ich mehr Achtung, als gegen alle Ihre alten Graubärte habe. Das ist voll von Weisheit. Das muß der Mensch von Jugend auf erst buchstabieren, dann lesen und endlich studieren. Versteht er dies, so kann er nebenher, wenn seine Geschäfte es erlauben, auch die Alten lesen — und dann erst wird er sie lesen können, da eure Jungen, vielleicht Ihr selbst, die Alten nur exponieren. Die schönsten Stellen der Alten sind doch nur Copie der Natur. Zum Teufel! wie kann man denn von der Copie urtheilen, wenn man das Original nicht kennt? Sehen Sie, so urtheilt mein gesunder Menschenverstand.

Alle unsere Gelehrten, die die Natur studiert haben, lassen die Alten hinter sich zurück. Plinius¹⁾ ist gegen Bonnet²⁾ ein wahrer Junge, so wie Sie es sind, wenn sie sich mit Cicero oder Virgilio messen wollen.

Für das also, was Sie mir als das größte Verdienst angepriesen haben, für die Bekanntmachung meines Sohnes mit den Alten, danke ich Ihnen nicht einmal, weil Sie ihn mit denselben eher, als mit sich und den Dingen, die um ihn sind, bekannt gemacht haben. Wenn Sie nun gar die Selbstschwächung als ein Mittel entschuldigen, das zu dieser Absicht führt, so verabscheue ich Sie.

Sie sagen, mein Sohn stünde in der Gnade. Das muß doch eine seltsame Gnade sein, die mit diesem Laster bestehen kann. Gottes Gnade kann es nicht sein, denn diese kann nimmermehr den Menschen antreiben, den Tempel Gottes zu verderben.

Ich schließe mit dem herzlichen Wunsche, daß doch alle Eltern ihre Kinder vor Ihrem Gymnasium, wie vor einem Hause, das von der Pest inficiert ist, warnen mügen und verbleibe mit wahrem Abscheu

v. Brav.

¹⁾ Von Plinius (23—79 nach Chr.) ist uns sein Hauptwerk erhalten: „Naturalis historia“, das außer Naturgeschichte auch noch Studien über Medicin und Geographie enthält.

²⁾ Bonnet (1720—1793), einer der bedeutendsten Naturforscher aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Über die Zustände in der Tropfenheimer Anstalt geben folgende Briefe der beiden Brüder von Rosewitz an ihre Vater Auskunft (Bd. III, S. 253—254):

Fritz von Rosewitz an seinen Vater.

Tropfenheim, den 6. Nov.

Lieber Papa!

Sie haben mich in die Tropfenheimer Schule geschickt, daß ich was Gutes lernen soll. Aber es geht mir gar schlecht. Ich sehe fast nichts als böje Beispiele. Ich will Ihnen einmal eins erzählen. Bedenken Sie einmal, wie der Rector in der Schule war, jagten einige große Schüler die Truthühner und andere Hühner alle in seine Stube. Wie der Rector in die Stube kam, so flogen sie alle in die Höhe und zerbrachen die Fenster und Gläser. Der Rector wollte gern wissen, wer es wäre gewesen, da sagte ich es ihm, weil ich es wußte, wer es war gewesen. Da kriegten sie ihre Strafe. Aber nun waren sie so böje auf mich, daß sie die Nacht darauf zu meinem Bette mit einem Tuche kamen, mich einwickelten und mich unter die Plumpe trugen und plumpten mich ganz und gar naß. Dann liefen sie fort und ließen mich unter der Plumpe liegen. Endlich wickelte ich mich wieder raus und war ganz erstarrt. Ich mußte dann wieder in das Bette kriechen und kriegte bald darauf das Fieber. Sien Sie doch ja so gut und bringen mich aus der Schule. Ich bin

Ihr Sohn

Fritz von Rosewitz.

Wilhelm von Rosewitz an seinen Vater.

Tropfenheim, den 6. Nov.

Lieber Papa!

Sie haben uns hierher geschickt, um was zu lernen. Aber wir haben mehr Böses als Gutes gelernt. Wenn die Schule angeht, machen die Großen lauter dummes Zeug. Legt hin, da der Rector Stunde hielt, jagten sie unterdessen die Hühner in seine Stube, da flogen sie herum und zerbrachen alles; hernach wollte der Rector wissen, wer es gewesen wäre, da sagten wir es ihm, da thaten sie uns allen Tort an. Wir haben sie ein todes Schwein in das Bett gelegt. Darüber bin ich so sehr erschrocken, daß ich krank bin. Nehmen Sie uns ja von dieser Schule weg, denn wir lernen mehr Böses als Gutes. Ich bin, lieber Papa,

Ihr

gehorsamster Sohn
Wilhelm von Rosewitz.

Der Diaconus Kollow wird gebeten, die beiden Söhne von Tropfenheim abzuholen. Was er da gesehen, erzählt er seiner Frau in folgendem Briefe (Bd. V, S. 218—229).

Den Rector kennst Du schon aus einem Briefe, den uns einmal der Herr von Carlberg von seinem Vetter vorlas; die Einrichtung der Lectionen will ich Dir auch nicht beschreiben, weil sie Dich wenig interessiren wird. Nur von der äußerlichen Einrichtung will ich Dir etwas mittheilen.

Bedenk einmal, die bedauernswürdigen Kinder, die hier erzogen werden, kommen während ihres Hierseins kaum eine Stunde weit von ihrer Schule, und auch dies äußerst selten, die ganze übrige Welt bleibt ihnen unbekannt.

Wenn ihre Schulstunden geendigt sind, so begeben sie sich je sechs und sechs auf ihre Stuben, wo sie, ganz ohne Aufsicht, sich selbst überlassen sind. Stelle Dir einmal vor, junge Leute, ohne Erfahrung, ohne moralische Grundsätze, davon wenigstens die Hälfte, wenn sie in die Schule kommen, ihre Unschuld verloren hat — sich selbst überlassen, ohne Aufsicht!

Nach Tische, halb neun Uhr, gehen sie alle in einen gemeinschaftlichen Schlaftaal, wo sie alle, fünfzig an der Zahl, ohne die geringste Aufsicht, schlafen.

Ich entsetzte mich, da mich ein Schüler, der mir den Schlaftaal zeigte, dieses versicherte, verbarg übrigens meinen Unwillen gegen ihn, so viel ich konnte.

Bei Tische aber, da ich neben dem Rector saß, konnte ich nicht länger an mich halten, sondern ließ mich mit ihm, da er mir die großen Fortschritte lobte, die seine Schüler im Lateinischen und im Griechischen machten, in folgendes Gespräch ein.

J. Das ist recht sehr gut, lieber Herr Rector, daß Ihre Schüler Lateinisch und Griechisch lernen und hierdurch einen Schlüssel zu einer Vorrathskammer bekommen, die sehr gemeinnützige Kenntnisse in sich faßt; denn die Fertigkeit in diesen Sprachen werden Sie doch selbst für nichts weiter als für einen Schlüssel halten. Ich zweifle auch nicht, daß Sie ihnen den Schlüssel zu dem herrlichen Magazine geben werden, das unsere deutschen und französischen Gelehrten gesammelt haben.

R. Um Vergebung! was wollen Sie damit sagen?

J. Dieses, daß ich voraussetze, Ihre Kinder lernen auch Deutsch und Französisch.

R. Hum! was das Deutsche betrifft, so ist's ja ihre Muttersprache, die sie alle schon können, und das Französische — das geht

mich nichts an. Ich will, lieber Herr Diaconus, Gelehrte erziehen, und das Französische ist keine gelehrte Sprache.

J. Dagegen könnte nun freilich manches noch eingewendet werden, das ich aber, um keinen Wortwechsel zu veranlassen, mit Stillschweigen übergehe. Nur eine Frage bitte ich mir zu beantworten, lieber guter Herr Rector! wie steht es denn mit der Unschuld Ihrer lieben Schüler? Sind Sie denn versichert, daß sie alle reines Herzens sind?

R. Ich antworte Ihnen mit den Worten der Schrift: wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?

J. Recht gut. Ich glaube es gern, daß niemand ganz rein, ganz frei von unordentlichen Begierden und Leidenschaften ist. Das will ich aber mit meiner Frage gar nicht sagen. Ich will mich deutlicher erklären: sind Sie denn versichert, daß Ihre Schüler nicht etwa ihren Leib entehren, den Tempel Gottes verderben? Verstehen Sie mich nun?

R. (betreten.) Ich weiß nicht, was Sie mit dieser Frage sagen wollen. Es hat mir deswegen schon ein gewisser Oberster, der seinen Sohn hier hatte, Vorwürfe gemacht. Lieber Gott! man thut alles was man kann, man hält die jungen Leute zum Beten und zum Singen an, man schärft ihnen das göttliche Worte ein, das Übrige überläßt man dem göttlichen Schutze. Ja, ja dem göttlichen Schutze. Der Herr hat seinem Engel befohlen über dir, das sagt meine Bibel, die Neuern wollen aber freilich die Engel wegdisputicren.

J. Zu dieser Art von Neuern gehöre ich gar nicht, lieber Herr Rector. Ich glaube von ganzem Herzen, daß es Geister gibt, die vollkommener sind, als Sie und ich, und die Gott verordnet hat, über unser Wohl zu wachen. Aber wir gehören gewiß auch mit zu diesen Geistern. Der vorzüglichste Engel, dem meine Kinder anvertraut sind, bin ich, und der unmittelbare Schutzeengel Ihrer lieben Jugend sind Sie, lieber Herr Rector!

R. Wir sind arme Menschen, und das ist unser Reichthum vor Gott, daß wir uns für arme, verlorene und verdamnte Menschen halten. Ich erkenne meine große Unwürdigkeit und verlasse mich deswegen lediglich auf Gottes und seiner heiligen Engel Schutz, dem ich auch täglich, in meinem Morgen- und Abendgebete, meine lieben Schüler empfehle. Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist, lieber Herr Diaconus. Sie scheinen aber leider nicht viel vom Gebete zu halten.

J. Das können Sie nicht wissen. Ich rühme mich des Gebets nicht, nur dies muß ich gestehen, daß ich allemal nach geendigtem

Gebete mich gestärkt zu meinen Pflichten fühle und sehr geneigt bin, meine Schuldigkeit zu thun. Nach meiner Meinung ist also die vorzüglichste Wirkung des Gebets diese, daß es Lust und Kraft gibt, unsere Schuldigkeit zu thun.

R. Und thu ich denn meine Schuldigkeit nicht? ich alter Mann, der im Schulstaube grau geworden ist, thu ich denn etwa meine Schuldigkeit nicht? Was doch ein Schulmann sich alles muß nachreden lassen! Vom Morgen an bis in die Nacht arbeite ich, und lehre und predige, und habe schon so viele tüchtige Männer gezogen, unser Herr Pfarrer, der den Suetonius ediert hat, hat zu meinen Füßen gelesen — und soll doch meine Schuldigkeit nicht thun?

J. Ich weiß nicht, warum Sie sich getroffen fühlen, Herr Rector, da ich doch noch gar nicht gesagt habe, daß Sie Ihre Schuldigkeit nicht thäten. Da Sie mir aber so vieles von der Beobachtung Ihrer Schuldigkeit sprechen, so nöthigen Sie mich, Ihnen zu sagen, daß ich es für die erste Pflicht des Erziehers halte, darauf zu sehen, daß seine Zöglinge nie ohne Aufsicht beisammen schlafen.

R. Ich habe keine Zöglinge, lieber Herr; dies Wort, das von Dessau herkommt, habe ich immer verabscheut. Schüler habe ich.

J. Ei meinetwegen mögen Sie Zöglinge, oder Schüler haben! Auch Schüler und überhaupt junge Leute, sie mögen Schüler oder Zöglinge, oder Eleven oder Pensionärs heißen, dürfen nie ohne Aufsicht schlafen. Das ist eine Sünde gegen die Natur. Bei Ihnen schlafen ja sogar in manchen Betten zwei und zwei zusammen, anderer Betten sind so nahe bei einander, daß es eben so gut ist, als wenn sie selbender zusammenlügen.

R. Da sehen Sie ja, daß ich meine Schuldigkeit thue. Mit gutem Vorbedachte habe ich sie so nahe zusammengebettet, daß, wenn dem einen etwas zustößt, er sogleich den andern wecken kann. Sehen Sie, daß ich meine Schuldigkeit thue?

J. Ich merke wohl, daß hier der Ort nicht ist, über Schulverbesserung zu sprechen. Wenn Sie die Winke nicht verstehen, die ich Ihnen gegeben habe, so scheint es, als wenn Sie mit der Pest, die in den meisten Schulen und Erziehungsanstalten und in Ihrer Schule vorzüglich grassirt, gar nicht bekannt wären. Es ist also das Beste, daß ich abbreche. Die Zeit ist ohnedies da, mit den jungen Rosewitzer aufzubrechen. Erlauben Sie mir, daß ich aufstehe darf.

Diese Erlaubniß erhielt ich ohne Weigerung und verfügte mich sogleich zu den beiden Rosewitz, um ihnen zu sagen, daß sie nun mit mir abreifen sollten.

Da ich zu ihnen kam, waren sie beide damit beschäftigt, sich in die Stammbücher einzuschreiben, die ihnen ihre Mitschüler gebracht hatten.

Im Augenblicke sind wir fertig, lieber Herr Diaconus, sagten sie.

Schreiben Sie immer, war meine Antwort, Sie erfüllen jetzt die Pflicht der Freundschaft, darin will ich Sie nicht stören.

Da ich nun aber einige Minuten Langeweile hatte, nahm ich ein Stammbuch in die Hand, um zu sehen, was sie eingeschrieben hätten. Sie hatten lauter lateinische Sentenzen eingetragen und unten darunter geschrieben — rathe einmal was? — am Tage meines Abschieds aus diesem Jammerthale.

Ich kehrte mich, da ich dies las, sogleich nach dem Fenster um, um das Lachen zu verbergen.

Sobald ich darüber Herr geworden war, nahm ich eine ernsthafte Miene an, faßte den ältern Rosewitz bei der Hand, zog ihn nach dem Fenster zu und fragte: was haben Sie hier eingeschrieben? Er wurde blutroth, schlug die Augen nieder und schwieg still.

Wie können Sie aber, fragte ich weiter, die hiesige Schule ein Jammerthal nennen? Sehen Sie den Strom, der dort rauscht, die schöne Fläche, die vor Ihnen sich ausbreitet, das anmuthige Wäldchen, das dort in der Entfernung liegt! Wie viele tausend Blumen müssen hier blühen, wie viele Vögel singen! Ist das ein Jammerthal?

R. Was hilft mir denn das alles? ich darf ja nicht an den Strom gehen, darf nicht auf der Wiese herumlaufen, und in das Wäldchen bin ich noch niemals gekommen.

J. Sind Ihnen denn gar keine Spaziergänge erlaubt?

R. Das wohl. Aber es sind gar keine rechten Spaziergänge. Wir dürfen auf denselben gar nicht hüpfen und springen, und wenn wir an einen hübschen Ort kommen, so müssen wir auch sogleich wieder zurückgehen. Wenn wir einmal ein bißchen lustig gewesen sind, so bekommen wir Schläge.

J. Schläge?

R. Ja wirklich. (Schluchzend.) Vor etlichen Wochen noch hatten wir uns ein bißchen geschneeballt, da bekamen wir alle Schläge.

J. Wenn Sie nun aber auch nicht viel ausgehen dürfen, so haben Sie doch zu Hause es sehr gut. Sie haben doch einen recht guten Tisch.

R. Ei schade für den Tisch!

J. Und haben so hübsche Gesellschaft

R. Eine schöne Gesellschaft! ich will (weinend) dem lieben Gott danken, wenn ich aus dieser Gesellschaft weg bin.

J. Wie so?

R. Die turbiert ja einen den ganzen Tag. Die Großen machen immer dummes Zeug und wenn man es dem Herrn Rector sagt, so haben sie einen alle zum Narren. Mich heißen sie den Blaustrumpf und Wilhelm den Klätcher.

J. Vergessen Sie, was geschehen ist! Gehen Sie zu allen Ihren lieben Mitschülern und nehmen von ihnen freundschaftlichen Abschied. Ende gut, alles gut!

R. Das kann ich wohl thun!

Er und sein Bruder thaten es mit einiger Rührung. Kälter habe ich aber nicht leicht einen Abschied gesehen, als dieser in Ansehung der übrigen Schüler war. Den meisten schien es einige Überwindung zu kosten, sich zu einer Umarmung zu bequemen, und fast alle stellten sich dabei so kalt und steif an, daß ich mich in meinem Innersten über ihre Fühllosigkeit, über ihren Mangel an Theilnehmung, betrübte. Nur ein kleiner, der noch die Unschuld in seinem Gesichte trug, und wie ich hörte, erst vor einigen Wochen angekommen war, hieng etwa eine halbe Minute lang an den Abgehenden und weinte recht herzlich. Vermuthlich wird er in dieser Schule sich nie wieder von einem Abgehenden mit so herzlicher Rührung trennen. Denn Gefühle für Liebe und Freundschaft scheint eine Pflanze zu sein, die auf Tropfenheimischen Boden nicht fortkommt.

Den selben Eindruck von dem Pensionate des Rectors Californius gewinnt ein anderer Besucher, Herr Zelnick, der seiner Freundin folgendes schreibt (Wd. IV, S. 181—188):

Es fiel mir eine Bibliothek in die Hände, in welcher unter andern auch die Titel der neuesten Schulschriften angezeigt waren. Ich fand darunter auch eine lateinische Schrift von dem Rector Californius, deren Titel im Deutschen etwa also lautet: daß die Griechen und Römer die besten Muster sind, nach welchen junge Leute ihren Geschmack bilden können. Sobald ich den Titel las, ward ich für den Mann eingenommen. Da ist doch noch einer in der Welt, dachte ich, der mit dir sympathisirt; denn ich schätze die Griechen und Römer nicht deswegen, weil sie Alte sind, sondern weil ich glaube, daß sie

der Natur treuer, als wir waren. Und wie es halt bei uns Menschen geht, wir wissen selten die Mittelstraße zu halten, meine Melancholie verwandelte sich in eine ausschweifende Freude. Ich bestellte ein Pferd und ritt auf Tropfenheim, in der festen Hoffnung, da den Mann zu finden, der Gefühl für das Natürliche habe, das fast aus allen Werken der Alten hervorschimert. Ich sage fast, denn wenn die Alten immer der Natur treu geblieben wären, so wären sie Engel und wir kleine Kinder.

Die Begierde, diesen würdigen Mann zu sehen, mußte mein Pferd stark fühlen, denn es troff vom Schweiß, da ich in Tropfenheim ankam.

Hier ist mein Pferd, sagte ich, da ich in das Wirtshaus kam, zum Wirte. Gebe er ihm etwas Heu, aber unter einer Stunde keinen Hafer, es ist, wie er sieht, warm geritten. Und wo wohnt der Herr Rector Californius?

Er wohnte gleich gegenüber; und ich eilte, so geschwind ich konnte, zu ihm.

Ach, meine Beste, wie hatte ich mich betrogen! Ich erwartete einen Mann, aus dessen Anzuge und Betragen wenigstens etwas von geläutertem Geschmacke hervorleuchtete. Aber — da kam mir ein Mann mit einer großen schwarzen Perücke von Pferdehaaren und einer schrecklich finstern Miene entgegen. Sind Sie, fragte ich, der Herr Rector Californius?

Ja, ich bin es, antwortete er, aber ich gehe eben jetzt in die Kirche, um mit meinen Schülern meine Andacht zu haben. Ich kann Sie also nicht anhören.

So darf ich Sie doch wenigstens begleiten? sagte ich.

Ja, ja, antwortete er, das können Sie, und trippelte ängstlich herum.

Jetzt versammelte sich ein Trupp von ungefähr dreißig jungen Leuten um ihn herum, die meisten blaß, kraftlos, mit zerstreutem Blicke, und alle mit Perücken und langen Mänteln. Um Verzeihung, sagte ich, was sind das für Leute?

E. Das ist mein Weinberg, in dem ich arbeite; meine Schüler sind es.

J. Sie scherzen. Sind Sie denn nicht der würdige Mann, der unlängst bewiesen hat, daß die Griechen und Römer die besten Muster sind, nach welchen junge Leute ihren Geschmack bilden können?

E. (lächelnd.) Ja, der bin ich. Haben Sie meine Schrift gelesen?

F. Den Titel nur. Schon dieser hat meine Hochachtung gegen Sie erregt. Aber, ich bitte Sie, haben denn diese jungen Leute auch die Griechen und Römer studiert?

C. Ei, das wollte ich meinen, ich habe, ohne daß ich mich rühmen will, unter ihnen Leute gezogen, die ganze Stellen aus dem Homer, Hesiodus, Virgilius, Horatius, Ovidius und Cicero herzusagen wissen. Der dort, dem die Perücke etwas schief steht, macht einen recht netten lateinischen Vers und schreibt, so wahr der Herr lebt, einen Stil, dessen Cicero sich nicht schämen darf.

F. Unbegreiflich! Man sieht doch an alle den Leuten nicht die geringste Spur von Bildung nach Griechen und Römern. Ich habe mir diese immer als starke, schöne, thätige, flinke Leute gedacht. Wenn ich nun diese Schar ansehe —

C. Thut nichts, lieber Herr. Homer war blind und Horaz hatte triefende Augen.

F. Ei das waren Fehler, gegen die man seine Schüler verwahren muß. Sind denn Blindheit und triefende Augen das, worin Sie das Musterhafte der Griechen und Römer setzen?

C. Gar nicht; aber es gehört doch auch mit zu den Griechen und Römern.

F. Ich glaube ganz und gar nicht. Sonst müßte ja auch ein Deutscher, wenn er seine Nation als Muster anpreisen wollte, Buckel, Kröpfe, Tabakrauchen, Kartenspielen u. dgl. empfehlen. Und wie kann denn ein junger Mensch, der nach Griechen und Römern sich bildet, eine Perücke tragen?

C. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die Perücken tadeln wollen? Diese trägt man ja, um desto geschwinder —

F. So könnte man im bloßen Kopfe gehen.

C. Was reden Sie hier! ich bin Vater von meinen Schülern und kann solch junges zartes Blut, um dieses und jenes seiner Einfälle willen nicht der Todesgefahr aussetzen. Trage ich nicht selbst eine Perücke? Tragen sie nicht so viele würdige Männer?

F. Ei, ich habe für alle Männer, die Perücken tragen, wenn sie wirklich Verdienste haben, alle Hochachtung. Ich bin der Mann gar nicht, der den Wert des Menschen nach seinem Kopfsputze abmißt. Aber die Griechen und Römer trugen doch keine Perücken, und ich dünkte, junge Leute, die Griechen und Römer zu ihren Mustern wählen, dürften schlechterdings nicht Perücken tragen. Und wozu sollen Leute tragen in der Blüte ihrer Jahre Mäntel?

C. Wissen Sie nicht, daß die Römer auch Mäntel trugen?

J. Ja, so viel ich weiß, Soldaten, wenn sie zu Felde zogen, um sich damit zu bedecken, wenn sie Monate lang Wind, Regen und Schnee im freien Felde aushalten mußten. Das sind ja aber junge Leute, die von einer Stube in die andere gehen und tragen doch Mäntel! und da sehe ich gar zwei mit Schlafröcken!

C. Ich weiß gar nicht, was Sie da wollen. Ein Schüler bedarf ja den Mantel weit mehr, als ein Soldat. Ein Schüler ist ein junger Mensch, den man warm halten muß, damit er —

J. Warm halten muß? einen jungen Menschen, der sich zubereiten soll, die Beschwerlichkeiten des Lebens zu ertragen? Diese Leute, die in Schlafröcke und Mäntel gehüllt sind, sehen ja alle aus wie die Leichen! Beinahe vermuthete ich — beinahe, beinahe, lieber Herr Rector, sage ich es mit Gewißheit, daß ein vorzüglicher Grund von ihrer Blässe in ihren Mänteln und Schlafröcken zu suchen sei.

C. Ja, ja, ich weiß schon, was sie sagen wollen. Unlängst hat mir ein Oberster, der seinen Sohn bei mir hatte, auch so etwas geschrieben. Aber ein christlicher Schuldienner darf solche Lästerungen nicht achten. Es ist doch ein alter christlößlicher Gebrauch, daß die Schüler in Mänteln gehen.

J. Ein Mönchs-, ein jesuitischer Gebrauch, wollen Sie sagen. Denn das Christenthum fordert, so viel ich weiß, nicht, daß Knaben und Jünglinge Mäntel tragen sollen. Wie ist es denn möglich, daß ein junger Mensch, im Mantel und Schlafrocke laufen, springen, kämpfen, spielen kann?

C. Gott! was höre ich!

J. Und das muß doch sein. Wie kann denn ohne Laufen, Springen und jugendliche Belustigungen ein junger Mensch seine Kräfte üben? Sie sehen ja die betrübten Folgen von den Mänteln und Schlafröcken an Ihren Schülern! Was diese für einen schlumpichten Gang haben! Wie wenn sie in Pantoffeln giengen. Ob Griechen und Römer, in diesen Jahren, auch wohl so gegangen sein mögen!

C. Ich kann mich auf ihre Spitzfindigkeiten nicht weiter einlassen. Ich habe meine Andacht und muß also meine Gedanken von der Welt auf meinen Heiland richten.

J. In diesem Geschäfte will ich Sie gar nicht stören.

Über die Erziehung der Söhne von Grafen.

Carl von Carlsberg wohnt einem Examen bei, das mit dem siebenjährigen Sohn eines Grafen abgehalten wird. Er schildert dasselbe also (Bd. IV, S. 362—373):

Nach Tische drängte sich alles zu dem siebenjährigen Sohne des Grafen und bemühte sich ihm Schmeicheleien zu sagen. Man legte ihm Fragen vor, und jede Antwort, die er gab, wurde mit lautem Beifall aufgenommen. Vater und Mutter standen dabei und bezeugten ihre Zufriedenheit. Der Feldprediger wendete sich unterdessen ängstlich bald da bald dorthin und war kaum im Stande, seinen Unwillen über dies unpädagogische Verfahren zu verbergen. Endlich faßte er mich bei der Hand und sagte:

Ich danke Gott mit Saitenspiel,
Daß ich kein Graf geworden.
Geschmeichelt hätte man mir viel
Und mich vielleicht verdorben.

Nun, sagte der Vater, da er einige Zeit die Schmeicheleien mit angehört hatte, mein Louis wird freilich noch mehr lernen müssen, wenn er seinem Stande Ehre machen will. Unterdessen bin ich für seine Jahre immer mit dem zufrieden, was er weiß. Herr Gisbert, wollen Sie nicht ein kleines Examen mit ihm anstellen?

Herr Gisbert, der Hofmeister des jungen Grafen, trat also hervor und verschaffte ihm durch seine Fragen Gelegenheit, den ganzen Vorrath von Tönen, die er nachhallen gelernt hatte, vor der ganzen Versammlung auszukramen.

Der Feldprediger zog mich an das Fenster und hörte dem Examen mit dem größten Unwillen zu. Erst wurde aus der Naturgeschichte gefragt und ich erstaunte, da der junge Graf das ganze Linneische System auf ein Haar herzusagen und die Namen und Merkmale aller Classen anzugeben mußte.

Für ein Kind von diesen Jahren, sagte ich zum Feldprediger, ist das doch wirklich viel.

J. O. Schweigen Sie! das ist ja wahrer Unsinn! Wozu hilft denn dieser Wörterkram?

S. Es ist ja kein Wörterkram, es ist ja Sachkenntnis, und unsere Pädagogen wünschen ja, daß die Kinder bei der Erwerbung ihrer Kenntnisse den Anfang mit der Betrachtung der Natur machen sollen.

F. Glauben Sie denn, daß der Graf die Natur jemals betrachtet hat?

F. Wenigstens muß sie ihm sein beschrieben worden.

F. Auch das nicht, ich wette, wie viel Sie wollen. Alles, was der Graf hier herkallt, sind leere Töne; Starengeschwätz ist es. Keines von allen den Dingen, die er so schön zu classificieren weiß, kann er in der Natur wiederfinden. Wenn ich nur einmal den Versuch mit ihm machen könnte, daß er mir eine Pentandria, Hexandria oder Septandria in der Natur auffuchen müßte, so würde es sich bald ausweisen.

F. Es scheint mir doch eine gute Übung des Scharfsinns zu sein, wenn man früh angeführt wird, die Merkmale aufzusuchen. —

F. Freilich. Wird er denn aber dazu angeführt? Man sagt ihm ja die Merkmale vor und läßt sie ihm auswendig lernen. Seine Beurtheilungskraft, sein Scharfsinn haben ja dabei ganz und gar nichts zu thun. Es hilft ihm der ganze Kram eben nicht mehr, als wenn er lernte Abrafatabra, Abrafatabra, u. s. w.

F. Da wäre es doch wenigstens eine Gedächtnisübung.

F. Die ist es denn freilich; aber eine höchst schädliche, die auf Unkosten des Verstandes und des Scharfsinnes geschieht. Statt dieser Gedächtnisübung wollte ich lieber, daß man ihm Nieder oder kleine Geschichten erst erklärte, dann lernen ließe.

F. So halten Sie also das alles für unnütz?

F. Nicht bloß für unnütz, sondern für schädlich. Es stärkt das Gedächtnis auf Unkosten der Beurtheilungskraft, ja wenn ich es aufrichtig sagen soll, auch auf Unkosten des Herzens.

F. Wie meinen Sie das?

F. Das ist ja augenscheinlich. Das kleine Männchen weiß uns eine Menge Worte herzusagen, die größtentheils Ihnen und mir und ganz gewiß der ganzen Versammlung fremd sind. Das kann ihm nicht lange verborgen bleiben. Wer kann es ihm nun verdenken, wenn es glaubt, mehr als andere zu wissen, stolz auf uns Leute herabsieht und die Erwerbung wirklich nützlicher Kenntnisse vernachlässigt? Nach meinen Einsichten versteht der, der eine Pflanze zu bauen und gehörig zu benutzen weiß, weit mehr Naturgeschichte, als ein anderer, der die ganze Linnee'sche Classification mit dem Gedächtnisse bloß gefaßt und die Beobachtung der Sachen selbst vernachlässigt hat. Ist denn das, was Schubart und Holzhausen vom Anbau des spanischen Klees gesagt haben, nicht weit reeller, als diese Wortkrämerei?

J. Also sind Sie mit Linnees Bemühungen gar nicht zufrieden?

F. Recht sehr wohl, so lange mag seine Classification nicht von Kindern auswendig lernen läßt und sie, der Absicht des großen Mannes zuwider, zu einem Mittel braucht, die Aufmerksamkeit der Kinder von der Natur abzuziehen.

Da Herr Gisbert das Gespräch auf die Geographie lenkte, mußte ich mich wieder über die Fertigkeit des jungen Grafen verwundern, mit welcher er von den merkwürdigsten Ländern und Städten plauderte. Der Feldprediger war aber auch hiermit nicht zufrieden. Ich bin gut dafür, sagte er, das Kind kennt die Dörfer und Städtchen noch nicht, die zunächst um Carmin liegen. Ist es nun nicht widersinnig, wenn man sich so viele Mühe gibt, ihm Begriffe durch Beschreibung beizubringen, da es so schöne Gelegenheit hätte, sich eine Menge weit richtigerer Kenntnisse durch den Anblick zu erwerben? Würde die Besichtigung eines einzigen Dorfes, Beobachtung der dortigen Bauart, Sitten und Geschäfte, die Befehung eines einzigen Berges und Beobachtung seines Bodens, seiner Gewächse und seiner Ausichten, nicht weit richtigere und nützlichere Kenntnisse in des Kindes Seele bringen, als die Benennung und Beschreibung von tausend Dingen, die es nicht gesehen noch empfunden hat? Ich möchte doch wissen, was sich der gute Graf bei dem Parlamente dächte, von dem er jetzt plaudert. Will es doch einmal versuchen!

Er trat jetzt in den Kreis der Bewunderer, faßte lächelnd des jungen Grafen Hand und sagte: Ei! ei! lieber Graf! wenn Sie jetzt schon so viel wissen, was will es werden, wenn Sie zwanzig Jahre alt sind! Ich kann ja wohl auch noch etwas von Ihnen lernen. Sie reden hier vom englischen Parlamente! Ich habe immer wissen wollen, was denn das eigentlich sei? Können Sie mir es nicht sagen?

Gr. Je, was wird es denn sein? Ein Parlament ist halt ein Parlament.

Die ganze Gesellschaft lachte dieser Antwort ihren Beifall zu. Ja, das weiß ich wohl, fuhr der Feldprediger fort, daß ein Parlament ein Parlament ist. Aber ich möchte doch so recht wissen, was ich mir dabei vorstellen sollte, ob ich mir einen Menschen oder eine Maschine oder was dabei denken sollte.

Gr. Je, es ist halt ein schön groß Haus von zwei Etagen; die obere heißt das Oberparlament und die untere das Unterparlament.

F. Ja, nun höre ich aber, daß der König ohne Einwilligung des Parlaments nichts Wichtiges thun könne. Wie soll ich denn

das zusammenreimen? Wie kann denn ein Haus seine Einwilligung zu etwas geben?

Der Graf wurde roth und schwieg. Meine Mutter endigte aber seine Verlegenheit bald, indem sie sehr hastig zu ihm sagte: Lieber Graf, sagen Sie doch zum Feldprediger: wenn Sie erst so einen starken Bart wie er hätten, dann wollten Sie ihm drauf antworten.

Dieser Einfall ward von der ganzen Gesellschaft mit Beifall aufgenommen, und der Feldprediger zog sich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, aus dem Kreise wieder zu mir an das Fenster zurück.

Jetzt wurde der junge Graf aus der Geschichte befragt und sagte die Namen aller großen Herren, vom Minus an bis auf Josef den Zweiten, her. Die Gesellschaft konnte des Bewunders gar nicht satt werden; der Feldprediger aber seufzte.

Sie scheinen, sagte ich zu ihm, auch mit den Progressen nicht zufrieden zu sein, die der Graf in der Geschichte gemacht hat?

J. Wie ist es denn möglich, so etwas zu billigen.

Ja freilich, wenn sich der junge Graf das Parlament als ein Haus vorstellt, so kann man leicht denken, was für lächerliche Vorstellungen er sich vom Keres, Alexander u. dgl. machen wird.

J. Weinen möchte man, wenn man so etwas sieht. Ein Kind von so herrlichen Talenten so zu verderben! Jetzt künstelt man es zum Jüngling, wenn die Jünglingsjahre kommen, so wird es Mann sein wollen und wenn die Zeit kommen wird, da es wirklich Mann werden sollte, wird es wieder kindisch werden.

J. Recht sehe ich den Zusammenhang davon nicht ein.

J. Jetzt wird das Kind durch allerlei Künsteleien dahin gebracht, Sachen zu erlernen, die ganz über seine Fähigkeiten sind. Es muß also seine Kräfte überspannen. Und die Folgen von jeder Überspannung ist allemal Erschlaffung. Daher findet man fast immer, daß die frühklugen Kinder, mit zunehmenden Jahren, ganz einfältig werden. Und bedenken Sie selbst, jetzt im siebenten Jahre kann das Kind schon einen solchen Schwall Worte, von denen man es versichert, es wäre Naturgeschichte, Weltgeschichte und Geographie. Binnen zwei Jahren wird es wieder einen andern Wortstrom lernen müssen, von dem man ihm sagt: Es sei Philosophie und Mathesis. Wenn nun die Jahre eintreten, da es diese Wissenschaften wirklich studieren sollte, wird es glauben, es könne alles. Wo soll da der nöthige Eifer und die nöthige Anstrengung herkommen? Und gesetzt — doch stille, da wird gar aus der Mythologie gesprochen.

Wirklich wurde das gute Kind auch in die Mythologie geführt. Wie hieß der Vater Jupiters? sagte Gisbert.

Gr. Saturnus.

G. Was thaten denn seine Söhne mit ihm?

Gr. Sie warfen ihn zum Himmel hinaus und theilten sich in sein Reich.

F. Sehr erbaulich für Kinder!

G. Wer war denn die Gemahlin des Jupiters?

Gr. Seine Schwester Juno.

G. War er aber seiner Gemahlin treu?

Gr. Nein, er hielt es noch mit einer Menge Mädchen und Weibern.

F. Ein schön Exempelchen! Eine schöne Zubereitung zur Annahme Jesu Christi. Guter Erlöser! wirst eine schlechte Rolle in dem Herzen des Grafen spielen, das der wollüstige Jupiter schon in Besitz genommen hat.

G. Können Sie mir einige davon nennen?

Gr. O ja! Die kenne ich alle. Da war erst die Danae; da sie ihr Vater eingesperrt hatte, verwandelte sich Jupiter in einen goldenen Regen und kam so zu ihr durch das Dach.

G. Wissen Sie auch, wen er mit ihr damals erzeugte?

Gr. Den Perseus.

G. Sehr recht. Sonst kennen Sie wohl keine mehr?

Gr. O ja! die Semele. Mit der erzeugte er den Bacchus. Da die Semele einmal von ihm verlangte, er solle sie mit Donner und Blitz besuchen, so that er es; da wurde aber ihr Haus angezündet, und sie verbrannte. Jupiter holte aber sogleich den kleinen Bacchus aus ihrem Leibe und nähte ihn in seine Hüfte.

G. Sie wissen auch wohl, wer die Mutter des Hercules war?

Gr. Das war die Alkmene, die Frau des Amphitryon. Jupiter verwandelte sich einmal in ihren Mann und kam so zu ihr; und damit er recht lange bei ihr bleiben könnte, so ließ er eine Nacht so lange als zwei werden.

F. Allerliebft!

G. Aber von der Leda haben Sie wohl nichts gehört?

Gr. Ja, zu der kam Jupiter in Gestalt eines Schwans und erzeugte mit ihr den Castor und Pollux.

Wir schlichen uns von der Gesellschaft fort.

Während demselben fuhr der gute Feldprediger fort, gegen diese unpädagogische Art, die Kinder zu behandeln, und gegen dies Bestre-

ben, sie früh klug zu machen, zu eifern. Am stärksten sprach er gegen die Mythologie und die unvorsichtige Art, wie man junge Leute zur Lesung der alten Autoren anführe; wozu, sagte er, sollen junge Leute die alten Autoren lesen? Ihren Geschmack zu bilden, sagt man; recht gut! Ich leugne gar nicht, daß ihre Werke sehr schöne Muster sind, an denen der Geschmack für das Schöne in der Darstellung der Natur gebildet werden kann. Aber erstlich ist es mir ärgerlich, wenn ich höre, daß die Alten zu sehr auf Unkosten der Neuern erhoben werden. Zweitens ist es gewiß, daß das Gefühl der Alten für das moralisch Schöne oder für das Schöne in den Gesinnungen bei weitem nicht geläutert genug war. Sie waren sehr sinnreich, alle Schönheiten des menschlichen Körpers darzustellen; ein altes Weib, mit gekrümmtem Nacken, höckrichtem Rücken, triefenden Augen und verwachsenen Füßen stellten sie entweder gar nicht vor, oder stellten es ins Dunkle. Aber einen Jupiter abzubilden, der seine höchste Glückseligkeit in Verführung der Unschuld und Befriedigung thierischer Begierden sucht, oder einen Cäsar, der in Siegen sein Glück und in Unterjochung freier Nationen seinen Ruhm suchte, im Lichte oder mit Merkmalen des Beifalls abzubilden, waren sie eben so sinnreich. Und ist ein Jupiter, ein Cäsar nach unserm verfeinerten Gefühle für Schönheit und Wahrheit, nicht eben ein solches Monstrum, wie der monströseste Körper? Versündigen sich diejenigen, die die Darstellung solcher moralischen Ungeheuer ihre Schüler studieren lassen, nicht eben so an dem guten Geschmacke, als diejenigen die sie beständig Abbildungen von häßlichen menschlichen Figuren durchblättern lassen?

Sehen Sie hier, mein Lieber, die Ursache, warum ich die Alten so sparsam mit Ihnen gelesen habe! Ich besorgte, bei Ihnen das Gefühl für Wahrheit und moralische Schönheit zu verderben und Ihre unschuldige Seele mit den unzüchtigsten Bildern anzufüllen. Wenn erst Ihr Charakter die nöthige Festigkeit hat, wenn Sie das Süße des ehelichen und väterlichen Glücks geschmeckt haben, dann lesen Sie, was Sie wollen, es wird Ihnen unschädlich sein!

Ich fühlte jetzt lebhafter als jemals den Wert meines redlichen Wenzels und drückte ihm meine Empfindung durch eine herzliche Umarmung aus.

Jetzt hörten wir, daß der Schnee hinter uns knitterte, sahen uns um und erblickten der Herru Gisbert, der mit schnellen Schritten uns nachfolgte.

Sind Sie mit Ihrem Examen zu Ende? fragte ihn der Feldprediger.

G. Ja, dem Himmel sei Dank!

F. Haben Sie nicht auch die erbauliche Historie von der Pasiphae mit ihrem jungen Grafen durchgegangen?

G. Ich fühle das Bittere dieser Frage ganz; aber eben deswegen, weil ich es fühle, werden Sie auch, liebster Herr Feldprediger, so billig sein und mir das Ungereimte, das ich vorhin gethan und gesprochen habe, nicht beimessen.

F. Ich habe das, was Sie gethan und gesprochen haben, noch nicht für ungereimt erklärt. Gesezt, es wäre aber dabei eins und das andere vorgefallen, das ich nach meinen Grundsätzen für ungereimt halten müßte, wem könnte ich es sonst beimessen, als Ihnen?

G. Wenn Sie also auf dem Theater jemanden die Rolle des Abderiten spielen sehen —

F. Um Vergebung, heute haben Sie nicht auf dem Theater agiert.

G. Und das habe ich allerdings gethan; ich habe eine Rolle gespielt, die mir der Director gegeben hat.

F. Doch mit Ihrer Einwilligung?

G. Ei freilich! Dafs ich mich bei dem Director engagierte, war mein freier Wille, und nachdem dieses geschehen ist, steht es nicht mehr bei mir zu wählen, welche Rolle ich spielen will, sondern ich muß die annehmen, die er mir gegeben hat.

F. Aber warum nennen Sie denn den Unterricht und die Erziehung, die Sie dem jungen Grafen geben, eine Rolle? Haben Sie denn nicht selbst den Plan dazu gemacht?

G. Nichts weniger als dieses. Da ich meine Stelle antrat, habe ich dem Herrn Grafen einen Entwurf gegeben, nach dem ich meinen Högling behandeln wollte. Er gab mir ihn aber zurück und sagte: der Plan möchte für ein Bürgerkind sehr gut sein, aber für eine Person vom Stande, die einmal in der Welt glänzen und über andere gesezt sein sollte, wäre er gar nicht schicklich. Er gab mir darauf eine Encyclopädie und sagte: Sehen Sie, mein lieber Gisbert, hier ist der Inbegriff aller Wissenschaften. Sie haben dabei weiter nichts zu thun, als das Buch in ordentliche Pensa einzutheilen, und darauf zu sehen, daß der junge Graf täglich sein Pensum lerne. Ich stellte dagegen sehr bescheiden vor, bei dieser Methode würde es mir freilich sehr leicht sein, den Grafen dahin zu bringen, daß er recht viel zu wissen schiene, im Grunde werde er aber gar nichts wissen. Der Herr Graf gab mir aber zur Antwort, dafür sollte ich ihn sorgen lassen. Da ich nun sah, daß ich mit

allen meinen Vorstellungen nichts ausrichtete, so bequeme ich mich endlich —

F. So bequemten Sie sich, den jungen Grafen auf einen Weg zu leiten, von dem Ihr Gefühl Ihnen sagte, daß es der Weg zur Unwissenheit sei?

G. Wie konnte ich anders?

F. So bequemten Sie sich, gut zu heißen und zu billigen, was nach Ihrem Gefühle schädlich und ungereimt war und so den guten Grafen in seinem Irrthume zu bestärken?

G. Aber, liebster Herr, man will doch leben! Der Herr Graf gibt mir einen ansehnlichen Gehalt und hat mir, wenn der junge Graf das sechzehnte Jahr zurückgelegt hat, eine Beförderung versprochen. Ist da nicht meine Schuldigkeit, daß ich während dieser Zeit auf meine Einsichten resigniere, und nach den Einsichten und dem Willen dessen handle, in dessen Dienst ich stehe? Wenn ich ein Baumeister wäre und sollte für einen Grafen ein Gebäude auführen, wessen Geschmacke müßte ich da folgen?

F. Wenn der Graf die Baukunst verstünde, dem Geschmacke des Grafen. Wenn er aber ein Gebäude projectierte, dem Festigkeit, Bequemlichkeit und Schönheit fehlte?

G. So würde ich dagegen Vorstellungen thun. Wenn er aber darauf nicht Rücksicht nähme?

F. So möchte er bauen lassen, wen er wollte.

G. Ihm würde es leicht sein, einen andern Baumeister zu finden, der ihm für sein bares Geld seinen Plan ausführte, ob ich aber eben so leicht einen Bauherrn wieder fände, das wäre die Frage.

F. Ein guter Baumeister wird immer gesucht.

G. Sie machen mich sehr unruhig, lieber Herr Feldprediger. Und was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen alles erzählen wollte, was ich bei meiner Resignation noch dulden muß!

F. Und was ist das?

G. Weiter gar nichts, als daß ich ohne allen Einfluß auf den jungen Grafen bin.

F. Ein Hofmeister ohne Einfluß auf den Zögling? sonderbar!

G. So ist es aber. Ich habe fast alle Schriften unserer neuern Pädagogen gelesen, ihre Vorschläge zur Bildung junger Seelen sind vortrefflich, aber bei meinem Grafen sind sie nicht anwendbar.

F. Wie so?

G. Nun, wenn ein Hofmeister auf seinen Zögling wirken und ihn nach seinem Willen lenken soll, so muß dieser doch glauben, daß jener mehr sei als er.

F. Ei, das versteht sich.

G. Das ist aber bei meinem Grafen nicht. Bei dem wird von allen Seiten her darauf losgearbeitet, ihn glaubend zu machen, daß ich eine Art von Bedienten bei ihm bin. So oft ich ihn mit in die Assemblée nehme, und ihn dahin zu führen ist mir zur Pflicht gemacht worden, so drängt sich der ganze Adel zu ihm, sagt ihm Schmeicheleien und mich, mich sieht er über die Achsel an. Ja wann Festins für den Adel gegeben werden, so darf ich daran gar keinen Theil nehmen, wohl aber der Herr Graf. Müßte denn der Graf nicht blödsinnig sein, wenn er sich nicht für ein Wesen von einer höhern Gattung halten wollte, als ich bin? und von diesem, so tief unter ihm stehenden Wesen soll er sich lenken lassen? Herr Feldprediger, antworten Sie mir darauf!

F. Ihre Lage ist bedenklich, das gestehe ich Ihnen zu. Ich glaube aber doch, daß es Ihnen, wenn Sie recht darüber nachdenken wollten, sehr leicht sein müßte, einem Kinde Ihre Überlegenheit fühlen zu lassen.

G. So lange ich mit ihm allein bin. Da aber das Alleinsein mit ihm nie länger als einige Stunden dauert, so verschwindet das Bißchen Gefühl meiner Überlegenheit bald wieder. Ich habe die Ehrliche bei ihm suchen rege zu machen, aber. —

F. Nun mit der Erregung der Ehrliche richtet man, wenn man damit nicht recht sehr behutjam verfährt, sehr wenig an. Man stiftet damit mehr Schaden als Nutzen. Alles, was man von dieser Seite thun kann, ist, daß man bei Kindern Gefühl für Verachtung zu erhalten, oder ihnen fühlbar zu machen sucht, daß verdiente Verachtung ein wahres Übel sei.

G. Und wenn nun der unartige Graf in die Assemblée kommt und man erzeigt ihm bei allen seinen Untugenden Achtung, unter dessen, daß man dem Hofmeister den Rücken zugehrt, wie denn da?

F. Da ist es freilich schwer zu rathen.

G. Das glaube ich wohl. Ich habe mehr gethan, ich habe Strafe brauchen wollen, ich habe ihm bisweilen, wenn er unartig war, das Frühstück oder die Abendmahlszeit versagt. Da lächelte er, gieng zur Mama oder zum Kammerdiener und bekam mehr, als er gewöhnlich zu bekommen pfllegt.

F. Das hätte ich Ihnen voraus sagen wollen. Geben Sie sich denn aber nicht Mühe, ihm Gefühl für das Wohlthun beizubringen? Ich dünkte, wenn er erst schmeckte, wie süß es sei, Glende zu erfreuen und hierzu Neigung bekäme, so könnte diese Neigung

ein Keim werden, aus dem sich alles, was gut und edel ist, entwickeln ließe.

G. Wenn nur nicht immer in den Affenbleen, die der Graf besuchen muß, so verächtlich von den Leidenden gesprochen würde, wenn nur nicht bei manchem das menschliche Elend ein Gegenstand der Spötereie wäre!

F. Wenn Sie aber ihn nur einmal in die Hütte einer verlassenen, mit Kindern gesegneten Witwe führten, aus seiner Casse die Familie unterstützen und ihn ihre Thränen und ihren Dank einerunten ließen?

G. Das ist geschehen, lieber Herr Feldprediger! Er ist gerührt worden, er hat geweint — sobald er aber wieder in die gewöhnlichen Gesellschaften kommt und seinem Gange zur Üppigkeit und zur Eitelkeit geschmeichelt wird, so ist alles wieder vergessen.

F. Nun da weiß ich Ihnen weiter keinen Rath zu geben, als diesen, daß Sie dem Herrn Grafen den Vorschlag thun, entweder Ihnen zu erlauben, den jungen Grafen ganz nach Ihrem eigenen Plane zu behandeln oder Ihnen ihre Demission zu geben.

G. Das ist meine Meinung auch gewesen. Ich habe aber nicht Muth genug gehabt, sie durchzusehen, ehe ich Ihre Meinung darüber gehört hatte. Nun da ich sie weiß, nun thue ich es ohne Bedenken. Da ich mir die Möglichkeit nicht denken kann, daß es mir erlaubt würde, den jungen Grafen nach meinem Plane zu erziehen, so werde ich lieber geradezu um meine Demission bitten.

Ich danke Ihnen für Ihren gütigen Rath und wünsche Ihnen wohl zu ruhen.

Über die Bildung der Gelehrten.

Der aufgeklärte Diaconus Kollow trifft auf der Reise mit einem Rector zusammen. Zwischen beiden entwickelt sich folgendes Gespräch (Wd. VI, S. 203—218):

Ich. So lange nicht eine totale Schulreformation erfolgt, so richten wir mit unsern Arbeiten sehr wenig aus.

Rector. Eine Reformation wäre ja freilich bei unsern Schulen gut! Das Compendium Hutteri, z. B., und noch eines und das andere müßte weg. Aber totale Reformation, die halte ich doch nicht für nöthig.

I. Totale Reformation!

R. Und wenn Sie dieselbe vornehmen sollten, womit würden Sie den Anfang machen?

J. Da ich nie berufen gewesen bin, die Schulen zu reformieren; so habe ich darüber noch nicht hinlänglich nachgedacht. Ich will Ihnen indessen doch sagen, was mir sogleich beifällt. Zuerst würde ich in den Schulen das Lesen der heidnischen Dichter sehr, sehr einschränken.

R. Wie? Das Lesen der Griechen und Römer?

J. Das Lesen der Griechen und Römer!

R. Darf ich fragen warum?

J. Deswegen, weil sie den Geist des Heidenthums predigen, nicht Streben nach höherer Vollkommenheit, nicht Beherrschung der Lüfte, nicht Liebe und Vertrauen zu Gott, nicht thätige Menschenliebe, sondern — Wollust, Trunkenheit — unnatürliche Laster!

R. Das gilt doch nicht von allen!

J. Nicht von allen, aber doch von den meisten! Deswegen wünsche ich auch nur, daß das Lesen derselben eingeschränkt werden möchte.

R. Und das wenige Anstößige, was noch da und dort vorkommt, kann nicht viel schaden, weil die christliche Lehre doch immer ein sicheres Gegengift ist.

J. Mann! vergessen Sie sich nicht. Wornach bilden sich unsere neueren Dichter, nach den Grundsätzen der christlichen Lehre, oder nach den griechischen und römischen Dichtern?

R. Nothwendig nach den letztern.

J. Folglich sind die Gedichte sehr einzeln, in denen Aufstreben nach höherer Vollkommenheit, thätige Menschenliebe und dgl. empfohlen wird. Die meisten fordern uns auf, den Genuß der Liebe und des Weins als das höchste Menschenglück zu betrachten — seine Lüfte sich beherrschen zu lassen, für das allgemeine Beste nichts, für die Befriedigung seiner Lüfte alles zu thun. Unter diesen Umständen leben wir ja nicht im Christenthume, sondern im Heidenthume.

R. Das ist doch wirklich zu hart! dafür müssen Sie Beweis geben.

J. Dieser wird mir sehr leicht sein. Der Geist des Christenthums besteht doch nicht in der Dogmatik, sondern in der Sittenlehre?

R. Freilich, dies habe ich schon gesagt!

J. Die heidnische Dogmatik haben wir nun mit der christlichen vertauscht. Wir glauben nicht mehr an Jupiter, Mercurius, Venus und dgl.; wir suchen Gott nicht mehr durch das Blut der Thiere zu versöhnen; aber die Moral der Heiden adoptieren wir. Wir trachten nicht nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, sondern

nach dem Kusse und Genusse einer Lesbia und dem Einschlürfen einer Flasche guten Weins.

R. Ei lieber Mann! Sie betrachten die Sache gar nicht aus dem rechten Gesichtspunkte! Der christliche Sittenlehrer arbeitet für die Veredelung der Gesinnung, der Dichter für die Verfeinerung des Geschmacks. Das sind ja ganz verschiedene Sachen.

J. Ganz verschieden! das sollen sie auch sein! aber widersprechen dürfen sie doch einander nicht. Dichter und Moralist müssen doch in ihren Arbeiten wenigstens so viel Harmonie haben, als Zimmermann und Maurer.

R. Wohl! ich halte Sie bei Ihrem Gleichnisse! Der Dichter arbeitet für Bildung des Geschmacks, der Moralist für die Veredelung der Gesinnung; so wie der Zimmermann für das hölzerne Gebäude, der Maurer für das Fundament thätig ist.

J. Ganz recht! aber Zimmermann und Maurer müssen doch in einer gewissen Harmonie stehen! Denn wenn des Zimmermanns Arbeit zu der Arbeit des Maurers nicht paßt, so wird ja das Gebäude monströs und fällt wieder zusammen.

R. Das ist ein simile. Omne simile claudicat.¹⁾

J. Richtig! denn wenn das simile passen sollte, so müßten Zimmermann und Maurer so vorgestellt werden, als wenn sie nicht nur ohne Harmonie arbeiteten, sondern sich auch bestrebten, einer des andern Arbeit niederzureißen. Hätte ich das simile so ausgedrückt, so würde es weniger hinkend sein. Denn wenn ich z. B. Zollikofers²⁾ Predigten von der Würde des Menschen und N. Gedichte lese, so kommt es mir gerade so vor, als wenn ich einen Zimmermann und einen Maurer so beschäftigt sähe, daß immer einer wieder niederzureißen suchte, was der andere aufgebaut hat — Jener verweist uns auf Gott und Christum, dieser auf Chloen³⁾ und die Weinflasche. Jener empfiehlt die Beherrschung der Lüste, dieser ihre Herrschaft. Jener ermuntert zur Thätigkeit und nennt diejenigen böse Schuldner, die nur genießen, und ihren Genuß nicht durch Thätigkeit zu vergelten suchen, dieser reizt zum Genuß und lächelt über alle Thoren, die ihre Kräfte anwenden, um etwas Wichtiges für ihre Nebenmenschen zu thun. Jener sucht die Menschen den Engeln, dieser den Thieren näher zu

¹⁾ Jedes Gleichnis hintt.

²⁾ Zollikofer, reformirter Theologe und zu seiner Zeit berühmter Kanzelredner, geb. 1730 zu Sct. Gallen, gest. 1788 als Prediger zu Leipzig.

³⁾ Chloë, die Grünende, Beiname der Ceres in Athen; von den anacreontischen Dichtern (s. pag. 333) oft in ihren Gedichten angewandt.

bringen. Und dieser schreckliche Widerspruch, dieses ewige Gegen-
einanderarbeiten ist die vorzüglichste Ursache, warum die Menschen
immer nicht weiter kommen, immer auf der einen Seite so weit sinken,
als sie auf der andern steigen. Wie reimt sich Christus und Bektal?
Wie Christi Bergpredigt und Davids libri amorum? Dies kann nicht
abgeändert werden, so lange nicht ihre Schulen und Gymnasien total
reformiert werden.

R. Sie scheinen in Hitze zu gerathen. Trauen Sie der christ-
lichen Religion nicht mehr Kraft als den Phantasien der griechischen
und römischen Dichter zu?

J. Nein.

R. Sehr entehrend für unsere vortreffliche Religion!

J. Im geringsten nicht! Es geschieht täglich, daß die Kinder-
magd wieder niederreißt, was die Mutter Gutes gestiftet hat. Ist dies
für die Mutter entehrend? Ich will ohne Bild reden und eine
Frage an Sie thun, die Sie mir aber ganz freimüthig beantworten
müssen. Darf ich dies hoffen?

R. Hier haben Sie meine Hand drauf!

J. Was wirkt mehr auf den Menschen, der Verstand oder die
Einbildungskraft?

R. Nothwendig die letztere. Denn alles, was der Verstand als
richtig gedacht hat, muß erst die Einbildungskraft versinnlichen,
wenn es zur Handlung werden soll.

J. So haben Sie sich also, wenn Sie mir dieses zugeben, selbst
widerlegt. Der christliche Sittenlehrer überzeugt den Verstand, der
nach Heiden gebildete Dichter nimmt die Einbildungskraft für sich ein.
Folglich hat dieser immer das Übergewicht. Jesu Ausspruch „die
Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter,“ wird bald vergessen,
wenn Chloens Busen geschildert wird. Wenn der Dichter sich erst
gewöhnte, dem christlichen Sittenlehrer beizustehen, z. B. statt Chloens
Busen, der auch ohne Lieder immer seinen Reiz behalten wird, die
Verdienste der Edelsten und Wirksamsten unserer Vorfahren befänge,
dann erst würde Harmonie entstehen, dann erst die Veredelung der
Menschen sichtbar werden. Was würden Sie von einem Menschen
halten, der Jesu Bergpredigt und Anakreons Gedichte in einen Band
binden ließe?

R. Das wäre unschicklich. Das wird niemand thun.

J. Bester Mann! Die mehresten Köpfe unser aufgeklärt sein
wollenden Zeitgenossen sind nichts anders als Bücher, davon der

erste Theil Anakreons Gedichte ¹⁾, der andere Jesu Bergpredigt enthält.

R. Sie sprechen sehr bitter!

J. Nicht bitter, wahr spreche ich, bester Mann! Wofür würden Sie mich halten, wenn ich eine Erziehungsanstalt dirigierte, wo ich meine Zöglinge wechselsweise Ovidii libros amorum und Zollikofers Predigten, von der Würde des Menschen, lesen ließ! Solch eine Erziehungsanstalt ist aber unsre jegige Welt!

R. Es ist aber nun ein für allemal nicht abzuändern. Die griechischen und römischen Dichter bleiben doch immer die Muster des guten Geschmacks, nach denen wir uns bilden müssen.

J. Oho! Oho!

R. Oho! was wollen Sie damit sagen?

J. Welches waren denn die Muster, nach welchen sich die Griechen und Römer bildeten?

R. Diese hatten noch keine Muster, nach denen sie sich bilden konnten.

J. Strecken Sie das Gewehr! Sie sind verloren, lieber Mann! Das müssen Sie mir zugeben, die größten Dichter hatten keine Muster. Wenn wir also große Dichter haben wollen, was müssen wir wünschen?

R. Ich weiß schon, was Sie sagen wollen. Dafs Sie aus der Quelle schöpfen, die alle wirklich große Dichter begeisterte: dafs sie die großen Wirkungen der Natur beobachten. Dies kann ja geschehen, und das Bilden nach römischen und griechischen Mustern, die wir doch nie erreichen, dem unerachtet damit verbunden werden.

J. Freilich werden wir Griechen und Römer nie erreichen, und dies aus einem sehr simplen Grunde.

R. Und der wäre?

J. Dieser, dafs wir weder Griechen noch Römer sind. Wir haben eine andere Religion, andere Sittenlehre, eine andere Staatsverfassung, Gesetzgebung, Sitten, Klima, Geschäfte, andere Einsichten, andere körperliche Constitution als Griechen und Römer, und sollen uns doch nach ihnen bilden? so besorge ich, die Arbeiten der besten Köpfe, die vielleicht Meisterstücke würden geliefert haben, wenn sie ihren eigenen Gang gegangen wären, werden verunglücken. Wir sehen

¹⁾ Anakreon, der griechische Sänger der Liebe und des Weins, lebte um 531 am Hofe des Tyrannen Polikrates von Samos, später bei Hipparch in Athen, † 474. Olem, Uly und Göth führten in den vierziger Jahren des 18. Jahrh. das sog. anacreontische Lied in Deutschland ein: eine leichte Poesie, die nur von Liebe, Wein und Genufs des Augenblickes handelt.

ja, was aus dem Deutschen wird, wenn er den Franzosen oder Engländer, die doch seine Zeitgenossen und nächste Nachbarn sind, machen will. Was muß nun aus ihm werden, wenn er sich nach Griechen und Römer bilden will! Alle ihre Gedichte sind Copien der Natur, warum wollen wir uns gewöhnen Copien von Copien zu machen, und nicht nach Originalen zeichnen?

R. Ihre Meinung hat viel für sich. Ich besorge aber, wir würden alsdann sehr wenige Dichter bekommen.

S. Wohl wahr! Was schadet es aber? Wenn ein Land, wie Deutschland ist, in einem Jahrhunderte nur vier wirklich originelle Dichter hervorbringt, sind diese nicht hinlänglich, den Geschmack der Nation zu verfeinern, ihre Gesinnung zu veredeln und ihre Liebe zu dem, was schön groß und edel ist, einzuflößen? Und diese, wenn sie durch den Anblick der Natur und der großen Begebenheiten der gegenwärtigen Welt begeistert wären, würden gewiß für unsere Religion, Sitten und Nationalcharakter passender dichten, als wenn sie ihre Ideen aus den größtentheils schlüpfrigen Werken der Griechen und Römer geschöpft hätten.

R. Ich glaube aber doch, daß das Lesen der Alten schon manches dichterische Talent entwickelt habe, welches ohne dieses immer ohne Entwicklung würde geblieben sein.

S. Wohl wahr! so wie es den Wollusttrieb entwickelt und ihn eher zur Reife bringt als die Kräfte der Natur es verlangen. Das Entwickeln des dichterischen Talents und des Wollusttriebes durch Lectüre scheint mir eines so schädlich als das andere zu sein. Dieses macht kraftlose Menschen, jenes kraftlose Dichter. Wo wahres Dichtertalent ist, da äußert es sich von selbst, und eine kleine Veranlassung ist vermögend, es in Feuer und Thätigkeit zu setzen.

R. Ich muß Ihnen sagen, daß ich lange so einen paradoxen Mann nicht gefunden habe als Sie sind.

S. Mögen doch meine Meinungen paradox sein, wenn sie nur wahr sind! Wir wenigstens sind sie sehr wahr. So lange der Geist des Heidenthums noch unsere Dichter begeistert, so lange er noch aus ihnen Lieder singt, die die Grundsätze verhöhnern, die von unsern Kanzeln gepredigt werden, und in unseren Sittenlehren stehen, so lange wird die Wirksamkeit des Geistes des Christenthums sich in den menschlichen Handlungen nur sehr schwach äußern, so lange wird der größere Theil der Christen immer unserem Postillon gleichen, der eine andere Sittenlehre für die Kirche, eine andere für den Postwagen hat.

R. Und der hat doch schwerlich den Anakreon oder Dvid gelesen?

J. Ich glaube, Sie sind ein Recensent?

R. Könnte wohl sein. Aber wie kommen Sie auf diesen Gedanken?

J. Weil Sie mit dem gewöhnlichen Kunstgriffe vieler Recensenten so bekannt sind; die Gründe des Verf. unberührt und unbeantwortet zu lassen und nun durch einen Spass oder durch eine unerwartete Frage seine ganze, mit vielen Gründen unterstützte Behauptung lächerlich zu machen.

R. Diese Frage kann Ihnen gar nicht unerwartet sein, sie ist ja ganz natürlich. Sie behaupten, der Grund, warum die meisten Christen eine andere Religion für die Kirche, eine andere für das tägliche Leben haben, läge in dem Lesen der Dichter, vorzüglich der Griechen und Römer. Sie führen zum Beispiel den Postillon an. Habe ich nun nicht ein Recht zu fragen, ob dieser wohl Griechen und Römer gelesen habe?

J. Sie haben wirklich viel Talent zum Recensenten, sie verstehen auch die Kunst, mir eine Meinung beizulegen, die ich gar nicht für die meinige erkenne. Ich habe nicht gesagt, daß, um den Lehrsäßen des Christenthums mehr Einfluß auf das Leben zu verschaffen, es hinlänglich sei, das Lesen der Griechen und Römer in den Schulen einzuschränken, sondern, daß dazu eine totale Schulreformation erfordert werde. Den Postillon habe ich nicht als Exempel von der Schädlichkeit des Lesens der Dichter, sondern als Beispiel von einem Manne angeführt, der eine andere Religion für die Kirche, eine andere für den Postwagen oder seine täglichen Verhältnisse hat. Von der totalen Reformation der Schulen, die ich so sehr wünsche, habe ich Ihnen nur den Anfang erzählt. Erlaubte es die Zeit, so würde ich Ihnen leicht zeigen können, daß in den niederen Schulen, wo unser Postillon gebildet wurde, wo Dvid und Anakreon so unbekanntere Namen als Paris und Warschau sind, daß da nicht der Geist, sondern das caput mortuum des Christenthums vorgetragen werde und daß es daher sehr leicht zu erklären sei, woher die zweierlei Religionen des Postillons kommen. Wir stehen jetzt an dem Thore von Grünau, haben Sie die Güte, bei mir einzusprechen und mich Ihres Umganges genießen zu lassen, so hoffe ich im Stande zu sein, Ihnen die unmittelbaren Quellen zu zeigen, aus denen die zweierlei Religionen des Postillons entsprungen sind.

Mein Zureden war aber umsonst. Nothwendige Geschäfte, die er in Grünau zu besorgen hatte, machten es ihm unmöglich, meine Einladung anzunehmen.

Wie die Bildung der Gelehrten zerstreut und zum energischen Handeln untauglich macht, davon erzählt der Oberst von Brav folgendes (Bd. IV, S. 237—252):

Bei unserm Eintritt in die Stube trafen wir einen sonderbaren Mann an. Er sah uns starr in die Augen, ohne uns zu grüßen oder ein Wort zu reden. Erst da wir ihm unser Compliment gemacht und ihm einen guten Abend geboten hatten, machte er uns eine kleine Verbeugung, wendete sich aber bald wieder von uns, legte die Hand vor die Stirn und gieng in tiefen Gedanken die Stube auf und ab. Er hieß, wie ich hernach erfuhr, Magister Heerbrand.

Nickelsen wollte die Abendmahlzeit bestellen und fragte ihn, ob er in unsrer Gesellschaft speisen wollte.

Gehorsamer Diener, gehorsamer Diener, sagte er, wenn Sie die Gültigkeit haben wollen, es wird viel Ehre für Sie sein.

Nickelsen zog die Nase, bestellte die Mahlzeit, wir setzten uns, aßen und sprachen nichts. Heerbrand saß stets in tiefen Gedanken, verschluckte die meisten Speisen ungekaut und trank ein Glas Wein nach dem andern aus. Da er etwas über ein Nößel mochte getrunken haben und ich merkte, daß seine Stirne heiterer und sein Blick feuriger wurde, glaubte ich, daß der Augenblick da sei, da er zur Sprache könnte gebracht werden und fragte ihn, wie er den Wein fände?

H. Der Wein? der, ja der ist recht gut.

J. Wofür halten Sie ihn denn?

H. Ich — ich ihn halten? wahrhaftig — ist es nicht Madeira?

J. Weit gefehlt, Herr Magister! Es ist nichts als ein ehrlicher Medof. Der Madeira-Wein sieht ja nicht roth aus.

H. Sieht er nicht roth aus, der Madeira-Wein? das hab ich nicht gedacht.

J. Sie haben ihn aber doch wohl getrunken?

H. Habe ich ihn getrunken oder habe ich ihn nicht getrunken, das weiß ich selber nicht.

J. Ich würde doch wissen, was ich trinke. Ich glaube wirklich, Sie wissen auch nicht, Herr Magister, was wir jetzt für einen Braten gegessen haben.

H. Ja, das dürfen Sie mich nicht fragen. War es nicht Hammelbraten?

J. Herr Magister! Herr Magister! wo haben Sie Ihre Gedanken! es waren ja Rebhühner.

Er rieb sich die Stirne, trank wieder ein Glas Wein aus, setzte sich in Positur, räusperte und schneuzte sich, dann sieng er an:

Ja, lieben Freunde, Sie müssen mit mir Geduld haben, ich bin ein sehr armer unglücklicher Mann. Ich scheine in der Welt zu sein, bin aber wirklich nicht da, bin immer abwesend. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der immer die Augen auf den großen Bär, die Cassiopea und die Haare der Berenice richtet, und alle die Beilichen, die vor seinen Füßen blühen, ohne sie zu bemerken, zerquetscht, so haben Sie ein richtiges Bild von mir. Ich esse und trinke, aber schmecke nichts, wandle durch die schönsten Gärten und sehe nichts, bin in Gesellschaft, im Concerte, in der Comödie und höre nichts. O Gott! ich bin auch meines Lebens so satt, so überdrüssig, daß ich keinen Tag sehulicher erwarte, als meinen Todestag. Denn was hilft mir denn alles Schöne und Gute in der Welt, wenn ich es nicht empfinde? Ich gehe durch die Welt, wie ein Blinder durch eine Bildergallerie.

I. Sie reden mir unbegreifliche Worte. Sie haben doch, so viel ich sehe, Mund, Augen, Nase und Ohren, so gut wie andre Menschen.

H. Das ist wohl gut, aber meine Gedanken sind immer abwesend. Während der Zeit, da Sie hier gespeist haben, war ich in Sparta und betrachtete dort die Bemühungen der Spartaner, ihre Kinder früh genug zur Ertragung der Beschwerlichkeiten dieses Lebens zu gewöhnen.

Ah, mein Herr, das ist ein Glend, ein schreckliches Glend, das im Verborgenen schleicht und weit mehr Schaden thut, als alle Landplagen. Wenn ich mir die menschliche Gesellschaft wie einen Baum vorstelle, so sind Despotismus, Pocken, Krieg und alle übrige Plagen weiter nichts, als Raupen und andere Insecten, die das Außerliche des Baumes beschädigen, die Blätter oder die Rinde. Aber die Abwesenheit der Gedanken ist ein Wurm, der an der Wurzel oder inwendig im Kerne nagt und macht, daß der Baum immer klein und schwach bleibt. Denn wenn die Menschen mit ihren Gedanken abwesend sind, so hören sie nicht recht, riechen nicht recht, schmecken nicht recht; alle ihre Arbeiten thun sie nur mit halber Kraft. Was ist das? Was kann dabei Gutes herauskommen? Und es ist nur noch gut, wenn es dabei bleibt. Gemeiniglich bilden sich aber Leute, die diese Krankheit haben, ihre eigene chimärische Welt und wandeln darin und ängstigen sich, unter lauter Schreckbildern, die ihre Einbildungskraft erzeugt.

J. Mir scheint es aber, als wenn Sie zu sehr von sich auf andere schlossen, mein lieber Magister. Wenn nun Sie und vielleicht

noch zehn andere diese Krankheit haben, so können Sie sie deswegen noch nicht als eine Krankheit des menschlichen Geschlechtes ansehen.

H. Dafür will ich sie auch geradezu nicht angesehen wissen. Die Classe der Gelehrten ist eigentlich damit angesteckt. Weil aber das Menschengeschlecht seine meisten Kenntnisse von den Gelehrten bekommt, so muß es auch darunter leiden, wenn diese krank sind.

F. Also glauben Sie, daß alle Gelehrte diese Krankheit haben?

H. Beinahe alle. Nur immer einer mehr, der andere weniger.

F. Wunder wäre es nun freilich nicht. Denn wenn man auf die Art sieht, wie ihr Gelehrten erzogen werdet —

H. Ganz recht! ganz recht! Da bringen Sie mich auf den rechten Punkt. Die ganze Erziehung, die wir genießen, scheint dahin abzuzwecken, uns zur Abwesenheit der Gedanken zu gewöhnen. Wenn ich als Knabe auf das merkte, was um mich vorgieng, so bekam ich Schläge, und wenn ich hingegen meine Sinne betäubte und mich im Geiste nach Italien, Griechenland oder Palästina versetzte, so wurde ich gelobt und meinen Mitschülern zum Muster vorgestellt. Nothwendig mußte dadurch bei mir die Begierde angeflammt werden, gegen meine Natur zu kämpfen und es so weit zu bringen, daß ich in der Welt sein könnte, ohne das, was in ihr vorgeht, zu bemerken.

F. Auf diese Art sind Sie ja zur Gelehrsamkeit gebracht worden, wie die Finken zum Singen.

H. Wie bringt man diese zum Singen?

F. Man macht sie blind, damit sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren Gesang richten sollen.

H. Dies Gleichniß ist sehr passend. Und nun stellen Sie sich vor, wie sich ein solcher blinder Fink befindet, wenn er in den Wald unter die übrigen Finken kommt; so können Sie leicht begreifen, wie elend, daß ich in der menschlichen Gesellschaft sein muß, da mir nicht nur die Augen, sondern alle meine Sinne beinahe fühllos gemacht sind.

F. Armer Mann! ich habe lange schon ähnliche Gedanken gehabt. Ich habe aber meine Gedanken bei mir behalten, weil ich kein Gelehrter von Profession bin. Mit dem Unterrichte auf Universitäten —

H. Ist es eben nicht besser. Wir gehen, um die Natur kennen zu lernen, aus der Natur heraus ins Auditorium und lernen abstracte Begriffe, ehe wir concrete haben.

F. Das ist mir zu hoch, Herr Magister. Sie müssen sich deutlicher erklären.

H. Das will ich gleich thun. Sehen Sie, die Vorstellung von einer einzelnen Sache, das ist ein concreter Begriff, und die Vorstellung von dem, was viele einzelne Sachen mit einander gemein haben, das ist ein abstracter Begriff. Z. B. jetzt stelle ich mir ihre Nase, nun meine Nase, nun die Nase des Herrn vor, der nur einen Arm hat — lauter concrete Begriffe. Aber nun denke ich mir das, was alle menschliche Nasen mit einander gemein haben, einen erhabenen Theil des menschlichen Gesichts, mit zwei Löchern, in denen das Vermögen liegt, die Ausdünstungen der Körper zu empfinden — da habe ich den abstracten Begriff. Verstehen Sie mich?

J. Vollkommen.

H. Wenn ich nun abstracte Begriffe haben will, was muß ich da wohl thun?

J. Das liegt ja am Tage. Ich muß concrete Begriffe mit einander vergleichen und suchen, was sie mit einander gemein haben.

H. Vollkommen richtig. Und wenn wir dazu von Jugend auf angehalten würden, so lernten wir auf das, was da ist, aufmerksam sein. Ich habe aber eine ganze Menge abstracte Begriffe bekommen, ehe ich deutliche concrete hatte. Denn mein Lehrer sagte mir jene vor und überhob mich so der Mühe, sie mir selbst zu erwerben. Ich mußte schon von Geist, Körper, Raum und dergleichen zu plaudern, ehe ich mich und die Dinge, die um mich waren, recht kannte. Dadurch kam es mit mir so weit, daß ich auf nichts Concretes mehr achtete und immer in der abstracten Welt herumwandelte. Ich habe, so wahr ich vor Ihnen sitze, über die Merkmale disputiert, wodurch die Personen in der Gottheit von einander unterschieden sind, ehe ich die Merkmale kannte, wodurch ein Apfelbaum von einem Birnbaume sich unterscheidet.

J. Wahrhaftig, sehr traurig. Und noch einen Fehler habe ich bei der Erziehung der Gelehrten zu bemerken geglaubt.

H. Ich wohl noch hundert. Welchen haben Sie aber bemerkt?

J. Daß Sie nur immer zum Denken und gar nicht zum Handeln angeführt werden. Wenn jeder ein gewisses Geschäft triebe, es möchte nun Gartenbau oder Buchbinder oder sein was es wollte, so müßte er doch seine Gedanken bei dem Geschäft haben und würde dadurch an die gegenwärtige Welt gefesselt. Wenn aber das nicht ist, so ist's ja kein Wunder, wenn er mit seinen Gedanken ganz von der Welt wegfommt.

H. Mehr als zu wahr. Daher kommt's denn auch, daß wir gemeiniglich uns gar nicht zu helfen wissen. Ich z. B. kann keinen

Nagel einschlagen, keine Kohlpflanze ziehen; wenn ich nicht immer drei bis vier Leute um mich habe, die für mich handeln, so kann ich nichts wirken. Ich bin ein Krüppel, dessen Sehnen zerschnitten sind, der beständig die Barmherzigkeit der andern aufsehen muß, wenn er etwas gethan haben will.

J. Wenn Sie nun aber wissen, daß die Abwesenheit der Gedanken ein so großes Übel ist, warum bemühen Sie sich denn nicht, davon abzukommen?

H. Lieber Herr! das ist geschehen, vielmal geschehen; wenn aber der geblendete Finko wieder wird sehen lernen, so werde ich auch wieder lernen, mit meinen Gedanken gegenwärtig sein. Seit meinem zehnten Jahre ist mein Wandel schon außerhalb der wirklichen Welt gewesen, meine Gedanken sind bereits vierzig Jahre an diesen Wandel gewöhnt; nun läßt sich die Sache nicht mehr ändern, sie ist zur andern Natur geworden. Ich habe so viele Versuche gemacht, die mir mißlungen sind, daß ich nun die Lust verloren habe, diese Versuche zu wiederholen. Einigemal habe ich den Versuch gemacht, etwas Handarbeit zu treiben, es hat aber nicht gehen wollen.

J. Vielleicht wählten Sie gerade eine solche, die zu künstlich war und zu viel Übung voraussetzte.

H. Ganz und gar nicht. Ich wählte das Holzsägen. Wenn ich aber ein Paar Züge mit der Säge gethan hatte, so waren-meine Gedanken auch schon abgesprungen, die Hand bewegte sich fort, ohne daß die Seele auf ihre Bewegung gemerkt und sie sie dirigiert hätte. Da sägte ich dann schief, das Sägeblatt wurde verbogen, ich mußte es zurückziehen und wieder von einer andern Seite einsägen. Einmal vergaß ich sogar Holz auf den Sägebock zu legen, durchschnitt den Sägebock selbst, und da dieser zusammen fiel, fiel ich über denselben her und stürzte so stark auf das Gesicht, daß mir das Blut zum Munde und zur Nase herauslief. Seit der Zeit habe ich keine Säge wieder angerührt.

J. Wenn Sie aber Ihre Versuche wiederholten, so dächte ich doch, daß es Ihnen am Ende gelingen müßte. Sie haben doch nun eine ziemliche Zeit mit mir so ordentlich und zusammenhängend gesprochen, daß ich auch nicht ein einzigesmal bemerkt habe, daß Ihre Gedanken abwesend wären.

H. So ordentlich habe ich auch seit einem halben Jahre nicht geredet. Sie können nun wieder fünfzigmal mit mir speisen, ehe Sie vermögend sind, mich wieder zu so einer Unterredung zu bringen.

Ja, Freund, das ist wahres Glend. Diese Art des Glends aus der Welt wegzubringen, sollten sich vorzüglich die Pädagogen angelegen sein lassen. Sie sollten Mittel finden, die Aufmerksamkeit ihrer Zöglinge an die Natur und die gegenwärtige Welt zu fesseln, durch die Betrachtung derselben ihre Kenntnisse sich zu sammeln, und abstracte Begriffe zu formieren. Sie sollten sie früh zur Geschäftigkeit bringen, und durch Geschäftigkeit sich Geschicklichkeiten erwerben lassen. Herr, das wäre Pädagogik. Und dahin soll und muß es auch kommen, wenn man sagen will, daß die Pädagogik geheffert sei.

Denn wer waren die ersten Pädagogen Deutschlands! Pfaffen waren es, die die Verbindung mit der Welt und die Thätigkeit für sündlich hielten und es sich für Heiligkeit anrechneten, wenn sie ihre Gedanken von der Welt abziehen konnten. Diese waren die ersten Stifter unserer Schulen und Erziehungsanstalten. Daher haben alle hohe und niedrige Schulen in Deutschland eine pfäffische Form bekommen und haben sie noch, und das Publicum ist so daran gewöhnt, daß wenn man eine Schule projectierte, wo man angeführt würde, zu handeln, seine körperlichen Kräfte auszubilden und die Wirkungen der Natur zu beobachten, man für blödsinnig würde gehalten werden.

Deswegen mache ich auch gar nichts aus allen Pädagogen, Rectoren und allem, was sich mit Erziehung und Unterricht beschäftigt; denn ich weiß, daß diese Leute die Welt unglücklich machen. Die Klöster haben wir niedergerissen, aber die klösterlichen Vorurtheile beibehalten.

I. Wenn Sie also eine Schule zu dirigieren bekommen, so würde es wohl bald anders werden, und die Pädagogik würde die Vollkommenheit bekommen, die sie haben sollte.

H. Ei, was geht mich die Pädagogik an! Ich habe mich nie damit abgegeben. Und ich zweifle auch, daß eine Schule auf diesen Fuß kann reformiert werden. Das Verderben ist zu tief gewurzelt, ganz in das Innere der Schulen hineingewebt. Was für Lärmen würde da entstehen, wie viele Schwierigkeiten mir in den Weg gelegt werden, wie viele Verfolgungen würde ich aushalten müssen!

I. Warum sind Sie denn also so aufgebracht gegen andre, wenn Sie es eben nicht weiter bringen, als Sie es unter ihren Umständen bringen würden?

H. Sie haben recht.

I. Sie haben im Affecte gesprochen, lieber Herr Magister, und deswegen verzeihe ich es Ihnen. Denn im Affecte ist man freilich geneigt, die Fehler einer Person dem ganzen Stande und die Mängel

einer gewissen Verfassung allen denen zur Last zu legen, die in dieser Verfassung leben. Mir geht es auch bisweilen so. Wenn man aber mit kaltem Blute die Sache ansieht, so muß man doch fühlen, daß es unrecht ist. Wenn Pfaffen unseren Schulanstalten die erste Form gegeben haben, was können denn die ehrlichen Leute dafür, die jetzt in unseren Schulanstalten arbeiten, daß sie diese Form haben? Sie arbeiten nach dem Plane, den sie vor sich finden; mehr kann von ihnen nicht gefordert werden. Verfassungen und Einrichtungen, die viele Jahrhunderte gedauert haben, umzustößen, ist nur des Reformators Werk. Und zum Reformators-Werke gehört auch ein Reformators-Muth und Kopf und Kraft, lieber Herr Magister. Und das kann sich niemand selbst geben. Wenn ich Ihnen also gleich zugebe, daß alle unsere Universitäten und Schulen, sammt und sonders, noch klösterliche Form haben, indem dadurch junge Leute der Welt und der Arbeit entzogen und zum Denken und Wandel außerhalb der wirklichen Welt angeleitet werden, so wollte ich doch, daß Sie mit größerer Achtung von den Personen sprechen, die in diesen klösterlichen Anstalten arbeiten. Wollen Sie das thun, Herr Magister?

Mein Herr Magister war aber mit seinen Gedanken wieder abgesprungen. Er sah gerade vor sich hin. Herr Magister! Herr Magister! riefen ich und Nickelsen, schüttelten ihn, er gab aber lauter gebrochene Antworten von sich. Noch ein Glas Wein, jagte Nickelsen, zu Ehren der Gegenwart der Gedanken! Herr Magister, die Gegenwart der Gedanken soll leben!

Ja, ja, antwortete er, wenn Sie so befehlen.

Da wir nun sahen, daß nichts weiter mit ihm anzufangen war, verließen wir ihn, und verfügten uns zur Ruhe.

Über das Leben auf den Universitäten schreibt der Oberst v. Brav an Carl v. Carlsberg (Bd. I., S. 37.):

Auf Akademien kann man die Gesellschaft nicht behutsam genug wählen. Unsere Akademien scheinen mir für die Tugend und Zufriedenheit der Menschen so gefährlich zu sein, als der Sitz der Pest, Constantinopel und Smyrna, für ihr Leben. Und ich kann nicht begreifen, wie ein Vater, der die Akademien kennt und auf denselben einen Sohn hat, viel frohe Stunden haben kann. Ich werde weit ruhiger sein, wenn mein Sohn einmal gegen die Russen oder Türken zu Felde liegen sollte, als wenn er auf der Akademie sein

wird. Denn wenn ihm auch eine Kartätsche in den Unterleib geschossen werden sollte — nun — so wird es mir ein paar traurige Wochen kosten, dagegen ich lebenslang den Ruhm haben werde, daß ich ein Vater eines Sohnes bin, der als ein Held starb. Aber wie viele schreckliche Nachrichten muß ich von ihm erwarten, wenn er auf der Akademie ist: daß er sich krank getrunken; daß er sich zum Betrüger herab gespielt hat; daß er an einer venerischen Krankheit darnieder liegt; oder im Duell erstochen worden ist.

Über die Einrichtung der Universitäten und das Studium daselbst unterhalten sich Diaconus Kollow und Carl von Carlsberg folgendermaßen (Band. I, S. 315—319):

Überhaupt (hier rückte er mit dem Stuhl hart an mich), wenn ich Ihnen von der Einrichtung unserer Universitäten meine offenerzige Meinung sagen soll, so halte ich sie für einen Schnitzer gegen die Moral und Psychologie.

J. Wie verstehen Sie das?

D. Nehmen Sie an, daß ein Mann zwanzig bis vierzig erwachsenen Jünglingen die Speien kauen und in den Mund streichen sollte, wie würden Sie das finden?

J. Sehr abgeschmact.

D. Ist es denn aber nicht eben so, wenn ein Mann einer Menge jungen Leuten vordenken, vorarbeiten und versprechen muß? Könnten sie nicht selbst arbeiten und da, wo sie nicht weiter könnten, einen sachverständigen Mann zu Rathe ziehen? Lehrt den Schülern erst Sprachen und die Anfangsgründe der Wissenschaften, dann müssen sie sich selbst forthelfen können. So aber wird ihnen alles vorgearbeitet, die Lehrer werden darüber hypochondrisch und die Studierenden wissen vor Müßiggang nicht, was sie anfangen wollen. Der steife Kopf hört allenfalls noch zu, aber der gute Kopf ist nicht beschäftigt genug, und fängt daher an, zu — Doch ich mag die Ausschweifungen des akademischen Lebens nicht aufdecken. Sie werden Ihnen schon bekannt sein.

J. Leider sind sie mir bekannt. Ich glaube aber nicht, daß viele sich finden würden, die Lust hätten, selbst zu denken und zu arbeiten.

D. Herr, wer zum Studieren gemacht ist, der hat Lust dazu und arbeitet sich durch alle Schwierigkeiten durch. Er braucht keinen Lehrmeister, nur Muße, guten Rath und einige Bücher, um ein Mann zu werden, der dem Fache gewachsen ist, dem er sich widmet.

J. Wo kommen denn aber die hin, die nicht zum Studiren gemacht sind?

D. Wo sie hinkommen? Hinter den Leisten, hinter den Umbos, hinter den Pflug, oder hinter ein ander Werkzeug, zu dem sie Talent und Neigung haben.

J. Auf diese Art würde aber die Zahl der Gelehrten sehr klein werden.

D. Sie wollen sagen, die Zahl derer, die sich Gelehrte nennen. Und das wäre eine große Wohlthat für die Welt. Denn Heuschrecken und Raupen und anderes Ungeziefer, sind keine solche Landplage, als die Leute, die sich Gelehrte nennen, und es doch nicht sind. Sehen Sie (hier rückte er noch näher), wer kein Talent zum Studiren hat, der ist nicht im Stande, durch eigenes Nachdenken sich Kenntnisse zu erwerben. Er läßt also den Lehrer für sich denken, nimmt sein System als Evangelium an, und lernt es auswendig. Dieses System ist nun seine Gelehrsamkeit, das er umher trägt, wie der Schuhmacher seinen Leisten. Darnach mißt er nun alle Kenntnisse und Urtheile anderer Menschen ab, und was damit nicht übereinstimmt, verwirft er und bestreitet er als Irrthum.

Ist er Belletrist, so ist ihm nichts schön, als was nach den Regeln seines Meisters schön ist. Ist er Philosoph, so hält er jeden für einen Feind der Wahrheit, der sich anders ausdrückt, als sich sein Meister ausdrückte. Ist er Arzt, so curiert er alles, Gelehrte und Bauern, nach den Recepten, die ihm sein Meister gab. Ist er Jurist, so wird, ohne alle Rücksicht auf Zeiten, Personen und Umstände, alles nach den Gesetzen verurtheilt, die er auswendig gelernt hat; und ist er Theolog, so wird jeder verkehrt und als ein Mann mit grundstürzenden Irrthümern verschrien, der sich nicht gerade so wie der Meister ausdrückt. Herr, daß wir in den schönen Wissenschaften, in der Philosophie nicht weiter gekommen sind, daß jährlich so viele Menschen methodice und von Rechtswegen hingerichtet werden, daß noch immer, statt Menschenliebe, Dogmatik gepredigt wird, das haben wir den Männern zu danken, die die Natur für den Pflug bestimmte, die aber durch unsere Universitäten zum Studiren gezogen wurden. Wären sie doch bei dem Pfluge geblieben!

J. Aber wir haben doch so viele würdige Männer auf Universitäten. Was sagen Sie zu den Professoren P. D. K.?

D. Verstehen Sie mich doch nur recht. Ich rede ja nicht von den Männern, die auf Universitäten lehren, sondern von der Einrichtung der Universitäten. Unter jenen kenne ich sehr gelehrte, recht-

schaffene und würdige Männer; aber die ganze Verfassung, in der sie leben, taugt nach meiner Meinung nichts. Die haben sie aber nicht gemacht, und können sie so wenig ändern, als ich meine Virthurgie. Und so unbillig es wäre, wenn man mir deswegen Vorwürfe machen wollte, daß ich von unschuldigen Kindern den Teufel auszutreiben suche, eben so unbillig wäre es, akademischen Lehrern es zur Last zu legen, daß sie für Jünglinge, die in ihrer besten Kraft stehen, denken und arbeiten, sich dadurch hypochondrisch und ihre Zuhörer verdrossen machen. Die Einrichtung unserer Universitäten ist in Zeiten gemacht worden, da die Welt noch arm an Büchern war und ein Mann, der lesen und schreiben konnte, unter die Seltenheiten gehörte. Und für diese Zeiten mochten sie sehr nützlich sein. In unsern Tagen machen sie aber eine eben so elende Figur, wie eine Festung, die zu den Zeiten der Kreuzzüge angelegt wurde, in einem Kriege, wo man zu Bestürmung der Festungen Bomben und Kanonen zu brauchen pflegt.

Über Mädchenschulen.

Das folgende Gespräch entwickelt sich zwischen einem Bürgermeister und Carlsberg. Carlsberg beschreibt es also (Bd. V., S. 198—212):

Bürgermeister. Sehen Sie sich einmal um, wie erbärmlich wir für die Ausbildung der Mädchen gesorgt haben!

Sch. Nun, mein lieber Herr Bürgermeister, in Ansehung dieses Punktes darf man uns wohl keine Vorwürfe machen.

B. Keine Vorwürfe?

S. Keine Vorwürfe. Denn so lange die Mädchenschulen nicht schlechter eingerichtet sind als die Knabenschulen, darf man uns wohl nicht vorwerfen, daß wir die Ausbildung der Mädchen vernachlässigten.

B. Ja nun — darin möchten Sie nun wohl so ganz nicht Unrecht haben. Die Knabenschulen — die Knabenschulen — es ist wahr, ich bin als Bürgermeister Inspector über unsere Knaben- und Mädchenschulen, und daß Sie sehen, daß ich aufrichtig bin, so muß ich denn gestehen, daß die Einrichtung in der einen beinahe so albern als in der andern sei. Wenn ich das Lesen, Schreiben, Rechnen und die wenigen guten Sprüche ausnehme, die hier gelernt werden, so sehe ich freilich gar nichts, was gelehrt würde, das dem künftigen Bürger des Staats nützlich sein könnte. Es ist da keine Anstalt, dem Körper Festigkeit zu geben, ihn geschickt und biegsam zu machen — keine Anstalt, den Verstand zu üben, den Witz zu

schärfen, das Herz zu veredeln. Ich muß es Ihnen zugeben, lieber Herr Stadtschreiber. Aber das ist ja nicht gegen mich. Ich sagte, wir sorgen für die Ausbildung des weiblichen Geschlechts schlecht. Darauf antworten Sie mir, wir sorgen für die Ausbildung des männlichen Geschlechts eben nicht besser. Folgt denn nun aber wohl daraus, daß wir für die Erziehung des weiblichen gut sorgen?

F. Das folgt freilich nicht daraus. Weiter nichts kann ich daraus folgern, als daß wir die Erziehung beider Geschlechter vernachlässigen.

B. Und also! da sind wir ja wieder zusammen. Aber sehen Sie, mit unserm Geschlecht ist es doch etwas ganz anders, als mit dem weiblichen. Von der Schule bis zum Ehestande ist doch bei uns immer ein ziemlich großer Schritt. Wir verlassen die Trivialschule noch vor dem vierzehnten, und verheiraten uns nicht leicht vor dem achtundzwanzigsten Jahre. Binnen dieser Zeit durchwandern wir allerlei andere Schulen. Der Studierende kommt auf die Universität.

F. Ach, gehen Sie mir mit Ihrer Universität!

B. Der Handwerksbursch wandert, der Kaufmannsdienner reiset, der Soldat wird von einer Provinz in die andere transportiert.

F. Ja wohl leider!

B. Je nun, dem sei nun wie ihm sei! Ich weiß gar wohl, was die Universitäten, die Wanderjahre, das Reisen und das Soldatenleben Nachtheiliges haben. Das weiß ich alles mehr als zu wohl, lieber Herr Stadtschreiber! Wenn wir dieses Capitel ausführen wollten, so würden wir heute nicht fertig. Aber bei alledem werden wir doch in der Welt umhergetrieben; wir gerathen in eine Menge Verlegenheiten, die uns zwingen unsern Verstand zu üben, uns zum Nachdenken zu gewöhnen, unsern Witz zu schärfen, wir werden bald mit diesem, bald mit jenem verständigen Manne in Verbindung gesetzt, in dessen Umgange wir wieder verlernen können, was uns in der Schule eingepreßt wurde, und gute Grundsätze uns erwerben, an die in der Schule nicht gedacht wurde.

Das fällt ja aber bei dem weiblichen Geschlechte ganz weg. Wenn das Mädchen aus der Schule kommt, so ist es unter der Aufsicht der Mutter, die gemeiniglich auch nicht viel klüger ist. Kaum hat es die Schule verlassen, so wird es als eine ausgebildete Person behandelt, in alle Gesellschaften, wo man uns in diesen Jahren noch als Jungen betrachtet, eingeführt, es bekommt nun Anbeter, die ihm Schmeicheleien vorsagen; nach ein paar Jahren — husch! da ist es eine Frau! Was kann man von dieser nun wohl erwarten? In der

Schule ist ihr Verstand nicht geübt, sie ist nie zum Nachdenken gewöhnt, das Gefühl für gründliche Vorstellungen ist nie geschärft worden. Denn, lieber Herr Stadtschreiber, Sie können davon nicht urtheilen! Sie sind noch unverheiratet — Sie kennen vielleicht von dem weiblichen Geschlechte noch niemanden als das Mädchen, das Sie lieb haben, und nehmen Sie mir es nicht übel, in Beurtheilung des weiblichen Geschlechts darf ein Verliebter kein Wort haben. Der guckt immer durch die Brille. Sie kennen auch das Innere unserer Schulen noch nicht. Aber ich bin ein Ehemann, habe eine zwölfjährige Tochter, bin selbst Schulinspector — ich kann von der Erziehung der Mädchen ein Liedchen singen.

J. So singen Sie es denn!

B. Wenn Sie wollen, ich besorge aber, daß es Ihnen wenig Freude machen wird. Die Mädchenschulen werden fast durchgängig Leuten übergeben, die man für unfähig hält, Knaben zu unterrichten. Daß es nicht hier und da gute, rechtschaffene, vernünftige Mädchenschulmeister geben sollte, will ich gar nicht läugnen. Ich kenne selbst einen solchen in Ritterstadt, der so treu seinem Amte vorsteht, daß er eine Ehrensäule verdient. Aber, lieber Herr Stadtschreiber, wenn Sie den großen Haufen der Mädchenschulmeister betrachten, so müssen Sie mir doch zugeben, daß unter ihnen die größten Pinself, oft die niederträchtigsten Leute sind. In einem gewissen Orte in unserem Fürstenthume, den ich nicht nennen will, ist unlängst ein Schulmeister entdeckt worden, der seine ihm anvertrauten Mädchen geschändet hat.

J. Ein Schulmeister die Mädchen geschändet?

B. Geschändet, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin. Das sind denn nun die Mentors, die unsere Gattinnen, die Stützen in unseren Arbeiten, die Trösterinnen in unseren trüben Stunden, die Verfeinerinnen unseres Geschmacks, die die Mütter unserer Kinder bilden sollen. Ich schwöre Ihnen zu, daß ich manchem Schulmeister, der die Gattinnen unserer Söhne bilden soll, meine Gänse nicht anvertraute.

J. Aber, ich bitte Sie, sorgt denn das Oberconsistorium nicht für solche Dinge, die für die menschliche Gesellschaft so wichtig sind?

B. Das Oberconsistorium! ja, das hat weit wichtigere Dinge zu thun, als daß es sich damit besorgen sollte.

J. Und welches sind die? Was ist wichtiger als Menschenwohl?

B. Und wenn alle unsere Knaben Schöpfe und alle unsere Mädchen Gänse würden und alle ehelichen, alle Vater und Mutter=

freuden aufhörten, so rührt das unser Oberconsistorium nicht. Wenn die Kinder nur fertig die Frage: Was gibt oder nützt die Taufe? Sie wirket Vergebung der Sünden, erlöst vom Tode und Teufel, und gibt die ewige Seligkeit allen, die es glauben, wie solche Worte und Verheißungen Gottes lauten und andere dergleichen Fragen beantworten können, so ist es zufrieden —

F. Lieber Herr Bürgermeister, wenn Sie nicht so sehr das Gepräge der Rechtschaffenheit hätten —

B. So glaubten Sie mir nicht? Ei meinetwegen mögen Sie mir glauben oder nicht. Glauben Sie nur Ihren Augen! Gehen Sie selbst in die Schulen, besonders in die Mädchenschulen, und urtheilen dann! Da ist ja noch alles auf dem alten Fuß. Alles noch, wie es zu Luthers Zeiten war.

F. Luther war ein braver Mann!

B. Der war er, der war er! Aber Luther war doch nicht der liebe Gott, der für die Ewigkeit Vorschriften machen konnte.

F. Das war er freilich nicht und hat es auch wohl nie sein wollen.

B. Wie hat er es sein wollen. Und doch hängt man an Luthers Katechismus noch so fest, als wenn ihn der liebe Gott gemacht hätte. Im achtzehnten Jahrhundert müssen die Kinder gerade noch so lernen, wie im sechzehnten. Herr Stadtschreiber, Sie können sich nichts Traurigeres denken als ein Examen in der Mädchenschule, das uns in den Stand setzt, die ganze innere Verfassung derselben zu übersehen. Ich muß einmal in meiner Jugend eine große Sünde gethan haben, daß Gott mich zum Inspector der Mädchenschule verurtheilte und sagte: um deine schweren Jugendsünden zu büßen, sollst du jährlich zwei Tage bei einem Examen in der Mädchenschule aushalten. Das ist ein wahres Fegfeuer.

F. Und worin besteht denn eigentlich die Plage desselben?

B. Daß man den ganzen Tag Unsinn mit anzuhören genöthigt ist und ein Augenzeuge davon sein muß, wie die herrlichen Keime zum Guten, die der weise Schöpfer in die jungen Seelen gelegt hat, zerknickt werden.

Das erste Leiden, das man hat, ist das Morgengebet. Herr, wenn ich mir eine rührende Scene denken kann, so ist es ein Morgengebet vor einer Schar größtentheils unschuldiger Kinder. Das Morgenlied der Lerchen hebt ja die Seele schon, geschweige denn das Gebet, das Lied unschuldiger Kinder. Ich dächte, wir hätten doch wahrlich Lieder und Gebete genug, die den Fähigkeiten der Kinder

angemessen wären, und die man ihnen in den Mund legen könnte. Aber daran denkt niemand. Da werden Lieder gesungen, davon die Kinder kein Wort verstehen, Gebete, Psalmen und biblische Sprüche aufgesagt, die den Kindern schlechterdings unverständlich sind und Keimchen hergeplaudert, die für sie gar nicht gehören. Das ist doch wohl wahres Seelenleiden, wenn man so etwas mit anhören muß, wie von der schönen Gelegenheit, die jungen Menschenseelen nach und nach zur Bekanntschaft mit Gott zu bringen, ein so verkehrter Gebrauch gemacht wird! Dann folgt ein anderes Leiden — man muß die Lectionen mit anhören, die die Kinder das halbe Jahr hindurch gelernt haben. Die einzige Erquickung, die man dabei hat, ist das A B C, das Buchstabieren und das Lesen, und das Durchsehen der Schreibbücher. Denn da hört und sieht man doch etwas, wovon man sich Nutzen für die Zukunft versprechen kann. Dann folgt aber solcher Unsinn, daß ich gewöhnlich nach einem solchen Examen Rhabarber nehmen muß, um die Galle wieder abzuführen, die mir den Tag zuvor in den Magen getreten ist.

Stellen Sie sich vor eine Zahl von zwei bis dreihundert Kindern, die von früh sieben Uhr bis Nachmittags fünf Uhr, gerade wie die Staaren, Sachen herplappern, davon sie kein Wort verstehen, die ihnen nicht den geringsten Nutzen schaffen — und urtheilen dann!

F. Und was für Sachen sind das denn?

B. Erstlich das Gesangbuch, ohne alle Auswahl der Lieder.

F. B. Ich armer Mensch, ich armer Sünder, steh hier vor Gottes Angesicht — ein Lied, das für einen armen Sünder im eigentlichen Verstande gehört, das aber Unsinn ist, wenn es von einem unschuldigen Kinde gebetet wird. Zweitens, das Psalmbuch ohne Auswahl. Drittens, die Bibel ohne Auswahl. Viertens, ein Spruchbuch ohne Auswahl. Fünftens, das Evangelienbuch, mit allen den sonderbaren Reimen, die ihm, ich weiß nicht, welcher Schulmeister beigelegt hat; sechstens, der Katechismus, ohne alle Erklärung; siebentes, der Himmelsweg.

F. Was ist denn das, der Himmelsweg?

B. Es ist halt ein Buch, dessen Verfasser rühmt, daß daraus ein Kind in vierundzwanzig Stunden lernen könne, den Hölleweg vermeiden und in Himmel kommen.

F. Nun, das muß traun ein wichtiges Buch sein. Ich besorge aber, daß es in die Classe der geschwinden Lateiner und der allzeitfertigen Briefsteller gehöre.

B. Es könnte mit einigen Abänderungen ein ganz gutes Buch werden, wenn man davon Gelegenheit nähme, sich mit den Kindern über die Grundsätze der Religion und die Bestimmung des Menschen zu unterreden. Aber Unterredung mit Kindern ist eine Sache, für die man in unserer Mädchenschule gar keinen Sinn hat. Es sind Fragen und Antworten, die ohne alle Erklärung auswendig gelernt werden.

So ärgerlich es nun ist, daß die Kinder gezwungen sind, Sprüche, Verse und Lieder herzusagen, davon sie kaum das zehnte Wort verstehen; so ist es doch noch weit unsinniger, wenn sie Antworten geben, die auf die Fragen eben so passen, als wenn Sie mich fragten: Sagen Sie mir doch, welche Zeit es nach Ihrer Uhr ist? und ich antwortete: Dreifach, das Thierreich, das Mineralreich und das Pflanzenreich.

J. Ich verstehe Sie nicht.

B. So will ich es Ihnen erklären. Sehen Sie, jedes Kind hat die Fragen und die Antworten, die im Examen vorkommen, gedruckt in der Hand. Weil aber der Schulmeister doch einsieht, daß es den Kindern unmöglich sei, eine solche Menge Fragen und Antworten, die, wenn man sie zusammendrücken ließ, vielleicht ein Alphabet betragen möchten, in ihr Gedächtnis zu fassen; so theilt er jedem Kinde die Beantwortung einer bestimmten Anzahl von Fragen zu. J. B. Anne bekommt 1—5, Christine 6—9, Caroline 10—12, u. s. w. Wenn nun Anne nicht zugegen ist, so beantwortet Christine Annens und Caroline Christinens Fragen, und so geht es immer fort, es fallen immer Antworten, die gar nicht zu den Fragen gehören.

J. Das ist doch aber das tollste, was man sich denken kann. Merkt es denn der Schulmeister? merken es denn die Kinder nicht?

B. Keines von beiden. Der Schulmeister ist von Begierde, sein Examen zu endigen, die Kinder sind von Begierde, sich ihrer Bürde zu entledigen, so eingenommen, daß jener nur auf seine Fragen, diese nur auf ihre Antworten denken, und weder jener noch diese bemerken, wie Frage und Antwort zusammenpassen. Es geht soweit, glauben Sie mir, als einem ehrlichen Manne, daß der Schulmeister die Fragen gar nicht aussagt und die Mädchen die Fragen gar nicht abwarten, sondern gleich bei dem ersten Worte mit der Antwort einfallen. J. B. Anstatt zu fragen: wer hat dich erschaffen? wer hat dich erlöst? wer hat dich geheiligt? fragt der Schulmeister nur: wer hat dich? wer hat dich? wer hat dich? Nun stellen Sie

sich vor, daß die Anna, die das dreimalige wer hat dich beantworten soll, fehle, daß statt ihrer die Christine, statt dieser die Caroline antworte und bedenken nun selbst, was für ein Contrast an den Tag kommen müsse. Um es Ihnen begreiflich zu machen, will ich doch einmal die Person des Schulmeisters, der Christine und der Caroline vorstellen.

Sch. Wer hat dich?

C. Ja.

Sch. Wer hat dich?

C. Am Anfang schuf Gott Himmel und Erden.

Sch. Wer hat dich?

C. Ja.

Sch. Ist denn der Vater?

C. Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.

Sch. Woher?

C. Ja.

Sch. Ist denn?

C. Wißet ihr nicht, daß ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohne?

J. Ach ich bitte Sie! hören Sie auf, das ist nicht auszuhalten — das sprengt das Zwerchfell. Ha! ha! ha! Ist denn? Wißet ihr nicht —

B. So geht es, fast das ganze Examen durch. Nun überlegen Sie selbst, lieber Herr Stadtschreiber, wo sollen da die armen Mädchen bei einem solchen Unterrichte Ausbildung ihres Verstandes, wo Empfänglichkeit für vernünftige Vorstellungen herbekommen? Und so lange das nicht anders wird, so wird es auch mit der ganzen Erziehung nicht viel anders werden. Schafft uns, Ihr Herren Pädagogen, erst vernünftige Weiber und Mütter — dann schreibt! So lange dies nicht ist, hilft alle das Schreiben nichts. Ich habe die meisten neuen pädagogischen Schriften und suche meine Kinder darnach zu erziehen; was ich aber in einer Woche erbaue, das reißt meine Frau in einer Stunde wieder nieder.

Vorigen Monat spielte ich ihr das Krebsbüchelchen in die Hände —

J. Was ist das für ein Büchelchen?

B. Wir nennen es hier zu Lande das Krebsbüchelchen, weil auf der Bignette ein Krebs mit seinen Zungen abgebildet ist. Eigentlich heißt es aber: Anweisung zu einer, zwar nicht vernünftigen, aber doch modischen Erziehung der Kinder.

J. Das soll wohl Satyre sein?

B. Eine bittere Satyre auf die gewöhnlichen Fehler der Erziehung. Es ist da alles so anschaulich gemacht, daß es auch Leute begreifen müssen, die sonst gar keine Fähigkeit haben, eine vernünftige Vorstellung zu fassen.

Meine Frau begriff es auch, warf es aber im Zorne auf die Erde und sagte: Das hat ja ein dummer Kerl gemacht, es ist ja ordentlich, als wenn er mich zum Besten hätte! Unterdessen hat es doch etwas gewirkt.

Über die Befoldung der Lehrer.

Auf einer Reise treffen sich ein Conrector und ein Superintendent. Es entwickelt sich zwischen beiden folgendes Gespräch (Vd III, S. 86—91.):

Superintendent. Ihr Diener, Herr Conrector, wo geht die Reise hin?

Conrector. Da will ich ein bißchen zu meinem Schwager nach Carlsberg gehen.

S. Zu Fuße? Hätten Sie sich nicht auch auf die Post setzen können?

C. Ja, Ihr Hochwürden! uns armen Schulleuten fehlt es immer am Besten. Wir müssen immer per pedes apostolorum reisen.

S. So setzen Sie sich doch herauf zu uns! Schwager, halt einmal! Laß den Herrn aufsehen, du sollst auch ein gut Biergeld haben.

C. Nun, wenn Sie wollen die Güte haben. Es ist heute ganz stürmisch Wetter! Wenn wir einen kalten Winter bekommen sollten, das wäre etwas Hartes! Ich glaube so nicht, daß ich mit meinem Holze weiter, als bis heilige drei Könige reichen werde.

S. Sie haben wohl eine schlechte Befoldung.

C. Leider Gottes! Eßels Arbeit und Zeißigs Futter!

S. Wie hoch rechnen Sie wohl Ihre Einnahme?

C. Das Fixum ist dreißig Thaler, sechs Groschen und vier Pfennige; und vier Scheffel Korn. Hernach der Weihpfennig.

S. Was ist das?

C. Alle Quartale habe ich das Recht, von Haus zu Haus zu gehen, und einzusammeln; da gibt mir jedes Haus drei Pfennige.

S. Das ist doch aber auch arg. Das ist ja nicht viel besser als Betteln. Wie kann denn da ein Mann sein Ansehen behaupten, wenn man ihn zum Bettler erniedrigt? Fi!

C. Das möchte noch alles gehen. Es ist doch ein gewisses Stückchen Brot; wenn man nur nicht immer noch die losen Reden

hören müßte. Wenn ich vor ein Haus komme, aus dem ein Kind etwa einmal ein paar Mausfchellen von mir bekommen hat, da schmeißen sie mir wohl die Thüre vor der Nase zu und schelten mich kurz und lang.

S. Das ist wirklich sehr traurig. Haben Sie sonst keine Ein- nahme?

C. Was noch das bißchen Accidentien ist. Es will aber auch nicht viel sagen. Da ist z. B. das Neujahrssingen —

S. Wie viel bringt Ihnen das wohl ein?

C. Nachdem die Zeiten sind, drei, vierhalb, höchstens fünf Thaler. Ein einziges mal, Anno 1769, da hab ich es auf sechs Thaler ge- bracht. Das machte aber der Herr von Solkow, der logierte dazu- mal in Sylbenau. Da fangen wir vor seiner Thür das Gloria und noch ein paar Motetten, und der Herr war so räsonnabel, daß er uns zwei holländische Ducaten herunter schickte. Die waren gerändert und so neu, als wenn sie aus der Münze kämen. Hernach ließ er uns in die Stube kommen und setzte uns Stollen und einen extra guten Schnaps vor.

S. Ich dächte, Sie müßten bei dem Singen gewaltig viel aus- stehen. Es fällt ja allemal in die rauheste Jahreszeit.

C. Ja wohl! ja wohl! Vor drei Jahren habe ich beide Füße erfroren und konnte in vierzehn Tagen nicht vor die Thüre gehen.

S. Wenn doch die Schullehrer einmal zusammenträten und suchten bei dem Consistorium an, daß dieser alberne Gebrauch abge- bracht würde. Ich wollte ja gern helfen, so viel ich könnte.

C. Aber es ist ja ein Stück unserer Besoldung.

S. Da könnte ja eine andere Einrichtung gemacht werden, wodurch der kleine Abgang an Besoldung wieder ersetzt würde.

C. Ihro Hochwürden, es ist doch ein altes christlößliches Her- kommen — und wie es denn halt geht, man denkt manchmal, man will die Sachen besser machen, und macht sie immer schlimmer. Incidit in scyllam, qui vult vitare charybdim. ¹⁾

S. Nun, wenn Sie damit zufrieden sind, da kann ich es auch wohl sein. Was haben Sie sonst für Accidentien?

C. Was so von Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen ab- fällt. Mit den Hochzeiten und Kindtaufen ist nun eine hübsche Sache

¹⁾ Es fällt in die Scylla, wer vermeiden will die Charybdis. Scylla, ein ins Meer ragender Fels in Unteritalien an der sicilischen Meerenge, dem Stru- del Charybdis gegenüber; eine für Schiffer gefährliche Stelle.

in Sylbenau, da hat der zeitige Conrector allemal das Recht, daß ihm bei der Mahlzeit ein Teller gesetzt wird. Zu meines seligen Vorfahren Zeiten wollte es die Bürgerschaft abbringen, der hat aber dafür gestritten, masculine ¹⁾ hat er gestritten.

S. Wie hoch schlagen Sie Ihre Accidentien an?

C. So praeter propter auf acht bis neun Thaler. Voriges Jahr hatte ich freilich ein extra gutes Jahr, da habe ich es bis auf zwölf Thaler gebracht.

S. Wie kam das?

C. Da hatten wir die schönen Flecktieber. Da — da war es gute Zeit. Es verging keine Woche, da wir nicht drei bis vier Leichen hatten. Aber dies Jahr ist ein schweres Jahr, ein gewaltig schweres Jahr. Wir schreiben jetzt schon bald Martini, und ich habe noch keine 6 Thaler eingenommen. Wenn nicht noch ein paar hübsche Leichen fallen, da sieht es windig aus.

S. Also scheint es ja, als wenn Sie darauf hofften, daß es in Ihrer Stadt recht viele Leichen geben sollte?

C. Wie kann ich denn anders? Es ist ja mein Stückchen Brot. Das Symbolum der Geistlichen und Schulbedienten ist ja immer gewesen: Sterben ist mein Gewinn. He! He! He!

S. Hum! Hum! Sonst haben Sie keine Einnahmen mehr?

C. Was noch die Geschenke sind, die manchmal einlaufen. Damit läßt es sich aber auch noch halten. Ich habe jetzt nicht mehr als sechs Häuser, aus denen ich Schlachtschüsseln bekomme, und zwei, die mir allemal, so oft sie brauen, ein Stübchen Bier schicken.

XII.

Taschenbuch zur Beförderung der Vaterlandsliebe.

Schneppenthal, in der Buchdruckerei der Erziehungsanstalt. 1802.

Das vorliegende Buch ist besonders deshalb interessant, weil es zeigt, daß Salzmann nicht in jenem unklaren Kosmopolitismus befangen war, der damals weite Kreise unseres Volkes beherrschte. Wie in vielen anderen Punkten, so unterscheidet er sich auch in diesem von Basedow, der bekanntlich in der Einladung zu dem großen Examen betonte: „Wir sind Philanthropen oder Kosmopoliten. Rußlands oder Dänemarks Souveränität wird in unseren Lehren und Urtheilen nicht nachgesetzt der Schweizerischen Freiheit.“

¹⁾ männlich, wie ein Mann; daher tapfer, muthig, herzhast.

Welche deutsche Gesinnungen Salzmann befeelen, zeigen gar manche Stellen des Buches. Ich verweise auf die Aufsätze „Wie kommt der Empirungsgeist am Ende des achtzehnten Jahrhunderts [aus Frankreich] nach Deutschland?“ (S. 47—83); „Woher kommt der große Unwille der Bürgerlichen gegen den Adel?“ (S. 84—97); „Verbesserung und Umwälzung“ (S. 98—102); „Monarchie oder Republik?“ (S. 140—144); „Presßfreiheit!“ (S. 145—154); „Die große Nation“ (S. 155—180), und hebe zum Beweise zwei Stellen aus dem Buche aus.

S. 74 macht Salzmann auf die Eigenheit der Deutschen auch seiner Zeit aufmerksam, französische Erfindungen, Sitten und Gewohnheiten nachzuäffen; was die Franzosen thun, finde man „vortreflich nicht deswegen, weil es wirklich vortreflich, sondern weil es französisch ist“ . . . „deswegen predigt man jetzt Freiheit und Gleichheit, weil sie von Franzosen gepredigt werden; und wenn mancher Mann mit glühendem Eifer die Ausgeburten der französischen Mächthaber auf deutschen Boden zu verpflanzen sucht, so geschieht es aus dem nämlichen Grunde, aus dem seine Frau sich entschloss, ihre Haarlocken, die bisher um ihren Busen walfeten, abzuschneiden, und eine Perrücke aufzusetzen“. — „Wünscht ihr nicht,“ heißt es weiter, „daß Deutschland zu einer französischen Provinz umgeformt werden soll, sehet ihr es als das größte Unglück an, von einem fremden Volke abhängig zu sein; wollt ihr, daß Deutschland ferner frei und unabhängig sein, einen ehrenvollen Platz in der Reihe gebildeter Staaten einnehmen, daß die Deutschen bei ihren Sitten und Eigenthume bleiben sollen, nun so seid auch Deutsche; fühlt, was es sagen will, zu einem Volke zu gehören, das sich schon lange durch tiefes Nachdenken, Erfindungsgeist, Tapferkeit und Treue auszeichnete, das die Stammutter aller gebildeten Völker Europas ist, — denn sind nicht auch die Franzosen Abkömmlinge von uns? — aus dessen Blute fast alle europäischen Herrscher abstammen; zu einem Volke, aus dessen Blute Gutenberg, Luther und Friedrich der Einzige entsprungen sind! Sprechet Deutsch mit eurer Familie und euren Freunden, schätzt deutsche Kunst und deutschen Fleiß, sucht beide zu belohnen und zu erwecken, und laßt die Gelder, die ihr besizet, wieder in die Hände des Volkes zurückfließen, dem ihr sie zu verdanken habt! Laßt eure deutschen Söhne und Töchter durch Deutsche erziehen, denen selbst Ausländer den Ruhm nicht freitig machen, daß sie in der Erziehungskunst Meister sind. Benützt das wirklich Gute, das euch die Franzosen lehrten, und mindert solche Lasten des Volks, durch die es wirklich niedergebeugt wird, und die Herzen des Volks werden sich zu euch wenden. Von euren Schlössern aus wird sich die Liebe, die Achtung für das deutsche Vaterland, für deutsches Verdienst, für deutsche Sitten verbreiten. Die von Schlafsucht befallene Vaterlandsliebe wird erwachen, sich ermannen, ihre Kräfte fühlen, das deutsche Volk und seine Krieger beleben — welches Volk wird dann es wagen können, in die Grenzen eines Landes zu bringen, das von der Vaterlandsliebe beschirmt wird?

Verzeiht einem alten deutschen Manne, daß er so deutsch spricht und euch Dinge sagt, die euch vielleicht noch nie zu Ohren kamen. Was er sagt, ist Wahrheit, sie laut zu sagen hielt er für Pflicht; sie zu beherzigen ist nun eure Sache. Ihr fürchtet alle das schreckliche Unglück, einem fremden Volke

zinsbar zu werden, ihr macht zur Abwendung desselben die wirksamsten Anstalten; erlaubt mir aber es laut zu sagen, daß sie alle umsonst sind, daß Wälle und Schanzen, Geschütz und Gewehr, Subsidien Gelder, Coalitionen, Landstürme, daß sie alle zu schwach sind, das bevorstehende Verderben abzuwenden so lange die Vaterlandsliebe in Deutschland nicht geweckt wird und die Vertheidigung der deutschen Freiheit übernimmt.“ (S. 83.)

Aus Salzmanns „Nachrede“ (S. 206) führe ich die Worte an: „ . . . Doch der Druck, unter dem manche deutsche Provinzen seufzen mögen, sei so hart als er wolle, so berechtigt er doch niemanden, seinem Vaterlande untreu zu werden, und die Partei der Feinde desselben zu nehmen. Vaterlandsliebe muß jedem rechtschaffenen Manne heilige Pflicht sein. Sie war es den Griechen und Römern, und wir lesen die Namen eines Aristides und Camillus, die großmüthig lieber alles duldeten und aufopfertem, ehe sie etwas gegen ihr unbankbares Vaterland unternommen hätten, mit Hochachtung. Jetzt kehrt man es um und nennt die Treulosen, die ihr Vaterland dem Feinde verrathen — Patrioten, welche Verwirrung der Begriffe! Was für Zutrauen kann man zu Leuten haben, die die heiligste Pflicht, die Pflicht gegen das Vaterland, verletzen, und wie verächtlich muß man in den Augen jenes Volkes werden, das auf Vaterlands-
liebe mit Recht einen so hohen Wert setzt, wenn man sich als einen solchen zeigt, der für diese erhabene Tugend kein Gefühl hat; doch der Deutsche, sagt man, hat kein Vaterland. Ich gestehe, daß ich diesen Modespruch unserer Zeit nicht verstehe. Nur der Bettler, der hinter dem Zaune sein Dasein empfangt, ohne Pflege, ohne Unterricht, ohne Erziehung aufwuchs, kein Eigenthum als seine Lumpen besitzt, nur dieser kann sagen: ich habe kein Vaterland. — Können diese Worte aber wohl einen Sinn haben, wenn man sie aus dem Munde eines Mannes hört, der Pflege, Unterricht und Erziehung genoss, der Eltern und Auerwandte hat, Eigenthum besitzt, und bei demselben geschützt wird?“ —

Der nachfolgende pädagogische Aufsatz enthält freilich nichts, was nicht schon in den von uns ausgewählten Stellen ausgesprochen ist. Da er jedoch Salzmanns Ansichten über Erziehung kurz resumiert, so haben wir geglaubt, mit demselben unserm Buche einen würdigen Abschluß geben zu können.

Verbesserte Erziehung.

Daß die Deutschen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich große Verdienste um die Erziehung erworben haben, erkennen die Ausländer, und machen von ihren Erziehungsschriften Gebrauch. Die Deutschen selbst schätzen aber zum Theil die Bemühungen ihrer Landsleute, der Jugend eine zweckmäßige Erziehung zu verschaffen, geringe, und suchen sie verdächtig zu machen. Bald werden sie für bloße Spielereien erklärt, wodurch die Jugend gegen alle anstrengende Arbeiten abgeneigt gemacht würde; bald erwartet

man davon einen förmlichen Rückfall in die alte Barbarei; bald besorgt man, die Jugend würde dadurch von der Unterwerfung unter ihre Vorgesetzten entwöhnt; bald beschuldigt man die deutschen Erzieher, daß sie Beförderer der Empörungssucht wären.

Ich halte es für überflüssig auf alle diese Bedenkslichkeiten und Beschuldigungen, die größtentheils aus Unbekanntschaft mit der verbesserten Erziehung herrühren, zu antworten. Lieber will ich hier eine kurze Übersicht von dem, was die deutschen Erzieher wirklich geleistet haben, geben, und dadurch den unbefangenen Leser in den Stand setzen, ihre Verdienste gehörig zu würdigen.

In den Gegenden Deutschlands, wo die Grundsätze der verbesserten Erziehung bekannt sind und befolgt werden, sind die Kinder befreit von den Bindeln, in welche man sie sonst, gleich bei ihrer Ankunft, zu schnüren pflegte; die Wiegen sind abgeschafft, Laufzäume und Bänder und Wagen, wodurch die Kinder verhindert wurden, ihre eigenen Kräfte zu gebrauchen, sind nicht mehr; die Kinder kriechen auf allen Vieren, bis sie Kräfte genug fühlen, sich emporzurichten und mit ihren Füßen die ersten Schritte zu thun; die Bettwärmer und Federbetten sind verbannt, durch Waschen mit kaltem Wasser werden die Nerven der Kinder gestärkt, alle warmen Kopfdecken, die Schärfe und Unreinigkeit erzeugten, sind abgeschafft, die Haarkräusler sind aus den Kinderstuben verwiesen; mit unbedeckten Köpfen, mit freiliegenden Haaren gehen deutsche Knaben und Mädchen. Ihre Kleidung ist natürlich, und die Schnürbrüste haben, nachdem ihre Schädlichkeit ist erwiesen worden, den Abschied bekommen.¹⁾ Statt der warmen, entnervenden und erhitzen Getränke, die man sonst den Kindern reichte, erhalten sie die einfachen Geschenke, die ihnen die Natur aus den Gärten und Viehställen liefert.

Überhaupt wird der Körper, durch den wir unsere ersten Begriffe bekommen und durch den wir wirken, der uns also äußerst wichtig ist, und sonst fast ganz vernachlässigt wurde, jetzt bei den Kindern mehr ausgebildet. Sie werden im Laufen, Springen, Wandeln auf schmalen Flächen, Schwimmen u. dgl. geübt, und erwerben sich dadurch mehr Kraft und Behendigkeit, sich aus den ihnen bevorstehenden

¹⁾ Vergl. das (192 Seiten starke) Buch von 1788 „Über die Schädlichkeit der Schnürbrüste. Zwei Preisschriften durch eine von der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal aufgegebene Preisfrage veranlaßt. Leipzig. J. C. Crusius.“ Verfasser der ersten Abhandlung war Prof. Sömmering in Mainz; der Verfasser der zweiten wird nicht genannt. Die Vorrede zu diesem „den deutschen Weibern“ gewidmeten Buche ist unterschrieben: „Schnepfenthal, im März 1788. Salzmann“.

Gefahren zu retten. Guts Muths classisches Buch über die Gymnastik hat hierzu viel beigetragen. Die fürchterlichen Geheimnisse, die die Kinder sonst unter sich hatten, bei denen ihre jugendliche Kraft dahin welkte, und der Grund zu einem freudenlosen Leben gelegt wurde, sind aufgedeckt, und Eltern und Erziehern sind die Mittel bekannt gemacht, wodurch sie das giftige Insect, das sonst an der Wurzel der Menschheit nagte, abhalten können.

Daher hat sich in den Gegenden, wo die Grundsätze der verbesserten Erziehung befolgt werden, die Sterblichkeit der Kinder um ein Merkliches gemindert, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Deutschland jährlich einige hundert Kinder behält, die, hätten die neuern Erzieher nicht das Ihre gethan, ein Raub des Todes würden geworden sein.

Der Unterricht der Kinder, welcher ehemals bloß in Mittheilung von Kenntnissen bestand, ist durch die neueren Erzieher mehr in eine Übung und Ausbildung der Kräfte, in der Ordnung, in welcher sie sich selbst entwickeln, verwandelt worden. Man sucht erst das Empfindungsvermögen und den Verstand zu bilden, ehe man die Vernunft, die in den ersten Lebensjahren noch schlummert, zu wecken sich bemüht. Daher ist, besonders seitdem Bechstein¹⁾ geschrieben hat, die Grundlage des ersten Unterrichts die Bekanntmachung mit den Werken der Natur, die man nicht durch Bücher, sondern durch Vorlegung dieser Werke selbst, zu bewirken sucht. Indem das Kind das vorgelegte Thier oder Mineral oder Kraut betrachtet, seine Theile und Eigenschaften, die Merkmale, wodurch es sich von andern unterscheidet, aufsucht, dann seine Augen davon wegwendet und sich Mühe gibt, es vollständig zu beschreiben, so werden alle seine Seelenkräfte, die bisher von der Natur entwickelt wurden, auf eine angenehme und nützliche Art geübt. Vorzüglich hat man in den letzten Jahren die Bemerkung gemacht, daß die Pflanzkunde die Kinder am nützlichsten beschäftigt; daß sie bei Aufsuchung der Pflanzen auf alles, was um sie herum ist, aufmerksam zu sein sich gewöhnen, bei Entdeckung der oft beinahe unmerklichen Unterscheidungszeichen ihr Auge und ihr Unterscheidungsvermögen und durch Erlernung der vielerlei und oft schweren Lateinischen (lateinischen) Namen ihr Gedächtnis üben.

Bei Unterweisung in den Sprachen werden anfänglich noch keine Regeln gelehrt, die größtentheils wegen ihrer Allgemein-

¹⁾ Lehrer der Naturgeschichte, der Mathematik u. zu Schnepfenthal im Jahre 1785; seit 1787 an der Anstalt thätig.

heit nur durch die Vernunft gefaßt werden, sondern man sucht durch Lesen leichter Bücher und Sprechen über bekannte Sachen die Kinder zu gewöhnen, die zu erlernenden Sprachen zu verstehen.¹⁾

Aus dem Religionsunterrichte werden die Lehren, wodurch sich die verschiedenen Parteien von einander unterscheiden, und die größtentheils schwer zu verstehen, und noch schwerer zu glauben sind, ganz weggelassen; man sucht anfänglich bloß durch Erzählungen das sittliche Gefühl zu wecken und die Seele für die erhabenen Grundsätze, die sie künftig annehmen soll, empfänglich zu machen.

Die jedem Menschen und vorzüglich der Jugend so nothwendigen Vergnügungen erfanden die Kinder sonst selbst, fielen deswegen oft auf solche, die ihnen selbst oder andern nachtheilig wurden, trieben sie oft heimlich und sprangen erschrocken auseinander, wenn sie dabei von ihren Aufsehern betroffen wurden. Wie mancher Leser wird sich nicht an die Züchtigungen erinnern, die er erhielt, wenn er in seiner Kindheit auf dem Eise, bei dem Baden, oder einem mit vieler Bewegung verknüpften Spiele, ertappt wurde. Jetzt sind die Erzieher die thätigsten Beförderer des jugendlichen Vergnügens; sie erfinden neue Arten von Spielen, von Belustigungen, die immer auf Übung der Kräfte Beziehung haben, und nehmen daran theil. Sonst waren die Kinder auf dem Spiel- und Belustigungsplatze allein, oder der Aufseher beobachtete sie mit finsterner Mine; jetzt sieht man die Lehrer mit ihren Schülern, die Erzieher mit ihren Jünglingen, die Väter mit ihren Kindern baden, auf dem Eise laufen, auf dem Schlitten fahren, den Ball schlagen, Wettläufe anstellen u. dgl.²⁾

Man sucht die Kinder nicht bloß zu sich heranzuziehen, sondern man läßt sich auch zu ihnen herab. Man verlangt nicht, daß ein Kind gesetzt wie ein Mann handeln soll, sondern man läßt, wie Campe sagt, Kinder Kinder sein, und ist, in ihrer Gesellschaft selbst

¹⁾ Über die oft bespöttelte Anwendung einer fremden Sprache bei dem ersten Unterrichte der Kinder, die von der zu erlernenden fremden Sprache noch nichts wissen, durch die Wolke'sche „Versinnlichungsmethode“ jedoch zu gleicher Zeit Wort- und Sachenkenntnis erwerben sollen, lese man den belehrenden Aufsatz des Schnepfenthaler Professors C. L. Lenz „Über die Versinnlichungs- und Sprechmethode“, S. 105—257 der „Nachrichten aus Schnepfenthal für Eltern und Erzieher“, II. Bd. von 1788.

²⁾ Vergl. auch S. 13 und S. 15 des „Anhang zu den Salzmann'schen Gottesverehrungen . . . gehalten der Jugend zu Schnepfenthal. Leipzig 1787“ von C. C. Andre, dem Turnlehrer der Anstalt vor Outhuths.

Kind. Dadurch ist die Scheidewand, die sonst die Kinder von ihren Erziehern trennte, niedergerissen, und das Zutrauen, welches sonst die männlichen und weiblichen Bedienten besaßen, schenken jetzt die Kinder den Personen, die darauf den nächsten Anspruch haben.

Vorzüglich wichtig ist es auch, daß man es sich immer mehr angelegen sein läßt, den Kindern Geschmack an Handarbeiten beizubringen. Man führt sie nicht nur in die Werkstätte und zeigt ihnen, wie und wovon die mannigfaltigen Bedürfnisse des menschlichen Lebens gefertigt werden, und lehrt sie so den menschlichen Fleiß schätzen, vor dem man ehemals fühllos vorbeiging, sondern man schafft ihnen auch Gelegenheit selbst zu arbeiten, gibt ihnen Gartenbeete, Anleitung, in Pappe, Holz, Horn, Wachs, Metall zu arbeiten, und versieht sie mit den dazu nöthigen Werkzeugen.

Leute, die die Kinder durchaus kennen, haben die Bemerkung gemacht, daß kein Kind von Natur böseartig sei, und die meisten unbesonnenen Handlungen der Kinder aus dem Thätigkeitstriebe entspringen, den sie, auf eine nützliche Art zu befriedigen, selten Gelegenheit haben. Wem es also gelingt seinen Kindern Geschmack an Handarbeiten beizubringen, dem ist die Erziehung schon halb gelungen, indem nun alles Böse unterbleibt, das der Müßigang gelehrt haben würde. Und ist ein Mensch, der seine Hände zu gebrauchen weiß, nicht weit mehr wert als ein anderer, bei dem die mannigfaltigen Kräfte, die in seinen Händen liegen, nie entwickelt wurden? Ist jener nicht weit vermögender, in den meisten Fällen, wo durch eine kleine Handarbeit eine Verlegenheit kann geendigt werden, sich selbst zu helfen? Ist er nicht weit unabhängiger? Kann er nicht weit besser die Handarbeiten, die künftig andere für ihn verrichten, beurtheilen?

So wie die Vernunft bei Kindern ihr Dasein zu äußern anfängt, schafft man ihr auch Gelegenheit sich auszubilden. Dahin zweckt der ganze verbesserte Unterricht ab; er ist nicht mehr trockener Vortrag, bei dem der Knabe nichts weiter zu thun hat, als — zu hören und zu merken; sondern er ist Unterredung. Man trägt Sätze vor, läßt sie sich erklären, Beweise davon geben, macht Einwendungen dagegen, läßt sie sich beantworten, verlangt von jeder Sache eine vollständige Beschreibung, verwirft sie, wenn sie auch auf andere Dinge paßt, oder nicht auf alle Sachen dieser Art angewendet werden kann. So weiß ein in den Grundjahren der verbesserten Erziehung eingeweihter Lehrer den Unterricht in Sprachen, der Geschichte, der Sittenlehre, der Religion zu Übungsmitteln der Vernunft zu machen.

Die ganze Behandlungsart der Jugend ist jetzt der menschlichen Natur mehr angemessen. Stock und Ruthe, die vorzüglichsten Erziehungsmittel, deren man sich in den ersten zwei Drittheilen des achtzehnten Jahrhunderts bediente, sind da, wo die verbesserte Erziehung Eingang gefunden hat, fast ganz verschwunden. Nur bei ganz kleinen Kindern, die nur sinnlicher Vorstellungen fähig sind, nur in niedrigen Schulen, wo sich eine ganz ungebildete Jugend versammelt, wird im Nothfall Gebrauch davon gemacht. Sonst bestreben sich die besseren Lehrer und Erzieher mehr, das herzlichste Vertrauen ihrer Schüler und Zöglinge zu erlangen, wollen mehr von ihnen geliebt, als gefürchtet sein. Oft geben sie ihnen die Gründe von ihren Vorschriften an, und zeigen ihnen, daß sie zu ihrem und dem allgemeinen Besten schlechterdings nöthig sind, und machen es ihnen klar, wie unschicklich es wäre, das Gegentheil zu verordnen. Immer aber suchen sie sie zu überzeugen, daß der Jugend ein Führer nöthig, daß sie verbunden sei, ihm zu gehorchen, und daß man den rechtschaffenen Jugendführer daran erkenne, daß er streng darüber halte, daß seine Vorschriften befolgt werden.

Durch dies einfache Erziehungsmittel haben sich die Lehrer und Erzieher der Jugend ein Ansehen verschafft, welches man in den ersten zwei Drittheilen des Jahrhunderts durch Stock und Ruthenschläge nie zu erlangen vermochte. Man findet hier und da Vorsteher von höheren Schulen, Erziehungsanstalten, selbst Lehrer von Dorfschulen, die durch einen Blick, einen Wink, einen Scherz, eine Erinnerung ihre ganze junge Gesellschaft lenken.

Es ist überhaupt unleugbar, daß die deutsche Jugend, die nach den Grundsätzen der verbesserten Erziehung erzogen wurde, weit besser sei, als sie ehemals war. Unbesonnenheit, Muthwillen, Ueber-eilungen findet man noch allenthalben bei Kindern und wird sie finden, so lange die Natur kein Wunderwerk thut, und die Kinder mit ausgebildeter Vernunft auftreten läßt. Aber wirkliche Bosheit, vorsätzliche Beleidigungen der Aufseher werden immer seltener. Es zeigt sich allenthalben, wo man vernünftig erzieht, mehr Offenheit, Liebe, Zutrauen, Anhänglichkeit an die Vorgesetzten. Schreiber dieses hat nun sechzehn Jahre erzogen, in den letzten Jahren immer gegen fünfzig junge Leute, und kann sich nicht erinnern, daß er jemals durch einen vorsätzlich sei beleidigt worden. Seinesgleichen gibt es gewiß viele in Deutschland.

Und nun, ihr Herren, die ihr selbst nichts thut und nichts leistet, aber alles tadelt, was andere gethan und geleistet haben, wenn es

euch einfallen sollte, eine Beurtheilung der Erziehung zu schreiben, so habe ich euch Stoff dazu gegeben. Zeigt uns in einer verständlichen Sprache, daß es z. B. besser sei, die Kinder zu wickeln, als nicht zu wickeln, ihnen statt Milch und Obst Kaffee und Wein zu geben, statt Naturgeschichte transcendente Wissenschaften, statt Sittenlehre Dogmatik zu lehren, eher die Vernunft als das Empfindungsvermögen zu üben u. dgl. u. dgl. Könnt ihr dies zeigen, so werdet ihr euch Ruhm erwerben. Schafft ihr euch aber ein eignes Gebilde und ziehet dagegen zu Felde, schnitzt ihr euch einen Leisten, dem ihr die Grundsätze der verbesserten Erziehung anpassen und ihren Wert danach beurtheilen wollt, sucht ihr die Fehlritte auf, die dieser und jener Erzieher gethan hat, und schafft sie zu allgemeinen Fehlern der verbesserten Erziehung um: so thut es; aber — Ruhm ist bei dieser Handlungsweise nicht zu erwerben.
